PAPIERLOSE ZEITUNG

Illustration: *Sinking Dreams*, Itzár Tesán

Sinking Dreams – ein Augenzeugenbericht
Seiten 15–19

Die Freiheit, überall hinzugehen
Seite 10

Kunst ist eine Waffe – Interview Bachtyar Ali
Seite 14

Grassroot-Comics
Seite 20 und 21

DIE WANZEN KÖNNEN SIE NICHT KAPUTT MACHEN – NUR DIE MENSCHEN

In den Notunterkünften (NUK) des Kantons Zürich werden systematisch Menschen unterdrückt. Zum Beispiel in Urdorf.

Ein NUK-Bewohner

In meinem Heimatland habe ich studiert, ich hatte ein sicheres und gutes Leben. Früher lebte ich in einem Haus – jetzt bin ich in einem Bunker eingesperrt. Als der Krieg ausbrach, musste ich mein Land verlassen, und ich kam in die Schweiz: Das Land der Menschenrechte, dachte ich. Aber mein Asylgesuch wurde vor zwei Jahren abgelehnt, weil ich nicht genug Beweise vorbringen konnte. Seither lebe ich völlig entrechtet. Ich lebte im Bunker in Uster. Nachdem er geschlossen wurde, wurde ich nach Urdorf geschickt. Ich fühle mich sehr schlecht hier. Selbst ein Hund hat einen Pass, ich hingegen darf nicht einmal nach Schlieren fahren. Ich bin in Urdorf eingegrenzt.

Die Mitarbeiter*innen der ORS AG, welche die NUK leiten, schikanieren uns. Wenn ich ihnen sage, dass die 8.50 Franken pro Tag nicht reichen, sagen sie, man solle doch froh sein darum. Und immer wieder sagen sie uns, wir müssten das Land verlassen. Aber ich kann nicht zurückgehen, ich bin dort nicht sicher. Auch die Polizei unterdrückt uns. Fast jeden Tag kommt sie in die NUK. Die Polizist*innen durchsuchen unsere privaten Sachen, wecken uns, machen uns verrückt. Manchmal werden auch Bewohner*innen verhaftet. Ich selber wurde schon unzählige Male festgenommen. Aber viel schlimmer als hier ist es im Gefängnis nicht. Dort hast du wenigstens eine Zelle für dich. Hier wohnen 50 Leute auf kleinstem Raum. Wirklich schlafen kann man da nicht: Die Luft ist sehr schlecht und im Moment haben wir Bettwanzen. Die Leute der ORS versuchen das Problem in den Griff zu kriegen. Aber sie können die Wanzen nicht kaputt machen, nur die Menschen. Dafür schlafe ich oft am Tag. Man hat ja sonst nichts zu tun, ausser Rumsitzen und Schlafen. Wir sind von der Welt völlig abgeschnitten. Nur mit dem Smartphone können wir Kontakt aufnehmen. Allerdings habe ich drinnen keinen Empfang. Wenn ich mit jemandem sprechen möchte, muss ich raus in die Kälte. Einen Deutschkurs gibt es nur einmal in der Woche. Dieser Ort macht dich krank und verrückt. Die Schweiz: ein Land der Menschenrechte? Wer Urdorf kennt, weiss, dass das nicht stimmt.

Dossier Notunterkunft
▸ *Seite 2–6*

GEBRAUCHSANWEISUNG / EDITORIAL

Liebe Leser*innen

Es ist schwere Kost, die wir Ihnen mit der Papierlosen Zeitung servieren. Wir wissen es. Und doch bleibt uns keine andere Wahl. Denn schon der Schriftsteller Bertolt Brecht wusste, dass unter Umständen «ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschliesst». Und geschwiegen wird viel in diesem Land, über die Missachtung der Menschenrechte im Asylbereich, über irrwitzige Schikanen, über die Toten im Mittelmeer. Wir schweigen nicht. Und wenn wir unsere schweren Geschichten erzählen, dann tun wir dies nicht aus einer Haltung der Klage oder des Opfertums, sondern als Akt des Widerstands. Wer seine Stimme gegen das Unrecht erhebt, hat noch nicht aufgegeben.

Nehmen Sie sich also Zeit für unsere Zeitung. Lesen Sie den fesselnden Augenzeugenbericht von Badr Bodor (S. 15–19), der eines der verheerendsten Schiffsunglücke vor der Küste Libyens überlebt hat. Er ist ein Zeitdokument gegen das Vergessen. «Wer wollte, konnte es wissen», werden spätere Generationen einmal über uns sagen können – auch dank solcher Texte. Legen Sie die Zeitung ruhig mal weg. Gönnen Sie sich ein Gespräch über Bäume, bevor Sie sich an den zweiten Schwerpunkt dieser Ausgabe heranwagen: unser Dossier über die Repression in den Zürcher Notunterkünften und den Widerstand dagegen (S. 2–6). Es erwarten Sie konkrete Schilderungen der Lebensbedingungen von abgewiesenen Asylsuchenden sowie rechtliche, politische und historische Einschätzungen. *Wo Unrecht zu Recht wird …* heisst das Bündnis, das versucht, sich den immer schärferen Massnahmen gegen die aufgrund falscher Herkunft und Vermögensverhältnisse im Land Unerwünschten entgegenzustemmen.

Lassen Sie sich ruhig mal erschlagen von den Themen. Doch bleiben Sie nicht dabei. Erzählen Sie weiter, was Sie gelesen haben. So leisten auch Sie einen Beitrag gegen das Schweigen und legen die passive Haltung der Klage ab. Vielleicht motiviert die Lektüre dieser Zeitung Sie ja sogar, beim lokalen antirassistischen Projekt Ihres Vertrauens aktiv zu werden. Denn Alternativen zur gegenwärtigen Abschottungs- und Abschreckungspolitik sind da. Und auch sie haben Platz in dieser Ausgabe. Andreas Cassee, Mitinitiant der Papierlosen Zeitung und Philosoph, öffnet mit seinem FAQ zur globalen Bewegungsfreiheit (S. 10–11) neue Perspektiven auf das Migrationsthema, tiefsinnig und doch konkret. Die Autonome Schule Zürich zeigt mit ihren Projekten, zu denen auch die Papierlose Zeitung gehört, dass ein anderes Zusammenleben möglich ist (S. 30, S. 31). Auch Humor ist eine Alternative zum verbissen geführten Mainstream-Migrationsdiskurs. In diesem Sinne freuen wir uns, dass die *Ideal News* (S. 9) in die zweite Runde gehen.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!

BISHERIGE AKTIONEN DES BÜNDNISSES «WO UNRECHT ZU RECHT WIRD …»

▶ 20. Februar 2017
Pressekonferenz des Bündnisses *Wo Unrecht zu Recht wird…*

▶ 27. Februar 2017
Übergabe der Petition «Stopp den Zwangsmassnahmen» mit mehr als 3’000 Unterschriften

▶ 18. März 2017
Konferenz gegen die Bunker- und Eingrenzungspolitik mit über 500 Teilnehmer*innen

▶ 14. Mai 2017
Aktionstag im Stadtpark von Uster mit Infostand, Performances, Workshop; Abendveranstaltung «Salon Bastarde» mit gemeinsamem Essen im Freizeit- und Jugendzentrum Uster

▶ 3. Juni 2017
Demonstration gegen die Entrechtung von Migrant*innen in Zürich mit 1’500 Teilnehmer*innen

▶ 2. September 2017
Aktionstag in Zürich an sieben verschiedenen Standorten in der Innenstadt

▶ 17. März 2018
Workshop-Samstag zur Planung von weiteren Aktionen mit mehr als 100 Teilnehmer*innen

▶ In der Stadt Uster haben im letzten Jahr verschiedene öffentlichkeitswirksame Aktionen gegen den dortigen unterirdischen Bunker stattgefunden. Der Bunker wurde Ende Oktober 2017 von der Sicherheitsdirektion geschlossen. Ein Zeichen, dass gezielter Widerstand auch zu konkreten Erfolgen führen kann.

REGELMÄSSIGE VERANSTALTUNGEN

▶ Wöchentliche Besuche in den Nothilfe-Lagern: Mobile Rechtsberatung und sozialer Austausch als Zeichen gegen die Isolation

▶ «Velo für alle»: Zusammen Velos reparieren und wieder in Schwung bringen, um den Menschen aus den Lagern eine bessere Mobilität zu ermöglichen; 1 × pro Monat, Sonntag ab 12 Uhr, Velonom, Kochareal

▶ Kaffee gegen die Isolation im Hegnerhof in Kloten; jeden Dienstag ab 17 Uhr

SCHAU VORBEI!

www.papierlosezeitung.ch

Regelmässige Updates und Online-Archiv

Fotos: milopic.ch

Eingang zum Bunker in Urdorf und Umgebung der Notunterkunft

GRUNDRECHTE GELTEN NICHT FÜR ALLE

Weggewiesene Geflüchtete werden im Kanton Zürich radikal unterdrückt. Das einzige Ziel: Die Betroffenen vollends zu brechen. Dafür ist der kantonalen Sicherheitsdirektion unter Mario Fehr jedes Mittel recht.

Bündnis «Wo Unrecht zu Recht wird …»

Unter politischer Verantwortung von SP-Sicherheitsdirektor Mario Fehr setzen das Migrationsamt, das Sozialamt und die Kantonspolizei alle zur Verfügung stehenden ausländer- und strafrechtlichen Mittel ein, um weggewiesene Geflüchtete zu unterdrücken. Sie werden im Kanton Zürich schikaniert und drangsaliert – das Überleben wird ihnen so schwer wie möglich gemacht. Seit 2016 stehen unter anderem die sogenannten Eingrenzungen im Fokus. Zusammen mit anderen Zwangsmassnahmen (zum Beispiel Administrativhaft im Flughafengefängnis) sowie dem Straftatbestand «illegaler Aufenthalt» bilden sie ein gesetzlich legitimiertes Repressionssystem aus, das die Grundrechte der betroffenen Menschen mit Füssen tritt. Die Betroffenen sind zudem gezwungen in abgelegenen Nothilfe-Lagern (Kemptthal, Urdorf, Adliswil, Rohr) zu leben, in denen desolate Zustände herrschen und die von der privaten Firma ORS AG betrieben werden. Die Firma ist ausschliesslich darauf ausgerichtet, aus dem Leid der Menschen Profit zu schlagen.

Als Reaktion auf die zunehmende Repression gegenüber weggewiesenen Geflüchteten im Kanton Zürich hat sich Anfang 2017 das Bündnis *Wo Unrecht zu Recht wird…* gebildet. Seither wurde eine Reihe von Aktionen und Veranstaltungen organisiert, um der Entrechtung, dem Schweigen und der Unsichtbarkeit dieser gewaltsamen Politik aktiv entgegenzutreten. Einen wichtigen Bestandteil bilden dabei die regelmässigen Besuche in den Nothilfe-Lagern des Kantons. Mit mobiler Rechtsberatung erreichen sie, dass zumindest einige der betroffenen Personen weiterhin Zugang zu rechtlicher Unterstützung erhalten.

Weggewiesene Geflüchtete werden im Kanton Zürich schikaniert und drangsaliert.

Aber trotz des Engagements von *Wo Unrecht zu Recht wird …* hat sich an der Gesamtsituation der Menschen im Nothilfe-Regime in den letzten anderthalb Jahren wenig geändert. Eingrenzungen, Präsenzzwang durch Unterschriftspflicht und Verhaftungen durch die Polizei sind weiter an der Tagesordnung. Der Bunker in Urdorf ist immer noch in Betrieb (vgl. Kommentar aus Urdorf). Im Lager Adliswil, in dem Frauen und Familien untergebracht sind, mehren sich Fälle von Ausschaffungen, bei denen es zu heftiger Gewaltanwendung durch die Kantonspolizei kommt. Kinderrechte sind hier praktisch inexistent (vgl. Text Adliswil). Die rechtliche Situation hat sich trotz einzelner Erfolge durch verschiedene Gerichtsurteile weiter verkompliziert (vgl. Text Peter Nideröst). Die ständige Angst vor der Gewalt durch die Behörden führt ausserdem bei vielen der Betroffenen zu massiven körperlichen und psychischen Erkrankungen. In den meisten Fällen werden diese lediglich mit verschiedenen Medikamenten wie starken Schlafmitteln und Psychopharmaka behandelt – hauptsächlich, um die Patient*innen ruhig zu stellen.

Die gewaltsame Politik, wie sie im Kanton Zürich ausgeübt wird, wirft weitreichende Fragen in Bezug auf die rechtsstaatliche Situation der Schweiz auf. Im Bereich der Asyl- und Migrationspolitik werden durch die Verfassung geltende Grundrechte gezielt ignoriert; Recht wird vom Staat zunehmend als Instrument für eine systematische Unrechtspraxis genutzt. Diese Zustände dürfen niemandem egal sein. Wenn Grundrechte zunehmend nur noch für privilegierte Gruppen gelten, stellt das die Grundfeste einer zivilen Gesellschaft in Frage.

Diesen Entwicklungen tritt das Bündnis mit seiner Arbeit entgegen, denn: Wo Unrecht zu Recht wird, wird Widerstand zur Pflicht!

AUFWACHSEN IN ANGST

Unter der Repression im Zürcher Nothilfe-Regime leiden auch Familien, Frauen und Kinder. Im Nothilfe-Lager in Adliswil leben mehr als 80 Personen einen Alltag, der geprägt ist von Angst, Armut und Polizeigewalt. Die Verantwortung dafür tragen will niemand.

Jenny Barfuss

«Schwangere trotz Spital-Zeugnis ausgeschafft», «Bund schafft hochschwangere Frau aus», «Ausgeschaffte Familien: Kritik an Zürcher Nothilfepraxis» – so titelten verschiedene Zeitungen im vergangen Dezember, nachdem der Kanton Zürich kurz vor Weihnachten fünf Familien ausgeschafft hatte. Es war ein seltener Moment der medialen Aufmerksamkeit: Ein Schlaglicht auf den Ausnahmezustand, der im Nothilfe-Lager in der Sihlau Normalität ist. Die Container-Siedlung am Rande von Adliswil ist die sogenannte «Familien-Notunterkunft» des Kantons Zürich. 80 bis 100 Menschen – Familien, Mütter mit ihren Kindern und alleinstehende Frauen – leben hier. Sie kommen aus Äthiopien, Syrien, Tibet, der Türkei, dem Senegal und aus anderen Ländern.

Ihnen gemeinsam ist, dass sie fast alle einen Wegweisungsentscheid haben, also den Bescheid, die Schweiz verlassen zu müssen. Die Gründe, weshalb sie dennoch ausharren, sind so vielfältig wie ihre Biographien. Einige der Frauen und Familien sind schon seit Jahren in der Schweiz. Sie haben soziale Netze über Bekannte, die Kirche oder Deutschkurse. Viele haben Verwandte mit einem geregelten Aufenthalt in der Schweiz oder in einem anderen europäischen Land. Die Kinder sprechen meist fliessend Deutsch.

Windeln sind Mangelware

Vom Zürcher Nothilfe-Regime mit seinen Zwangsmassnahmen und menschenverachtenden Unterbringungsstrukturen bleiben auch die Bewohner*innen des Adliswiler Nothilfe-Lagers nicht verschont: Die Unterkunft besteht aus einer Ansammlung von Baracken und Containern. Die Türen der Zimmer gehen direkt in den Aussenbereich. Jeder Gang zur Toilette, zur Dusche oder in die Küche führt im Winter unweigerlich durch die Kälte. Während der kalten Jahreszeit sind viele der Kinder ständig krank. Ob sie den in Adliswil ansässigen Hausarzt aufsuchen dürfen, entscheidet die private Betreiberfirma ORS AG. Diese wurde wiederholt dafür kritisiert, aus der Not von Menschen Profit zu schlagen.[1]

Ebendieser Status – abgewiesen, ergo «illegal» – dient als Vorwand und Deckmantel, den Menschen im Nothilfe-Regime ihre grundlegenden Rechte zu nehmen.

Die Zimmer sind klein und mit bis zu acht Personen belegt. Zimmerkontrollen durch Mitarbeitende der ORS rauben den Familien und Frauen das letzte Stück Privatsphäre. Die 8.50 Franken Nothilfe pro Tag reichen selbstredend nicht für ein würdevolles Leben, geschweige denn für eine ausgewogene Ernährung. Baby-Milchpulver und Windeln sind Mangelware. Einen Ort für die schulpflichtigen Kinder, wo sie konzentriert ihre Hausaufgaben machen können, gibt es nicht. Das Spielzimmer bleibt geschlossen – ausser am Mittwochnachmittag, wenn Freiwillige einen Spielnachmittag organisieren. Eine Anfrage einer gemeinnützigen Organisation, freitags einen weiteren Spielnachmittag zu organisieren, lehnte das kantonale Sozialamt ab: Ein solches Angebot werde als nicht nachhaltig angesehen, es handle sich schliesslich um Personen ohne Aufenthaltsrecht.

Traumatisierende Polizeieinsätze

Ebendieser Status – abgewiesen, ergo «illegal» – dient als Vorwand und Deckmantel, den Menschen im Nothilfe-Regime ihre grundlegenden Rechte zu nehmen. Der Stempel «illegal» bringt sie gewissermassen um ihr Recht, Rechte zu haben: das Recht auf ein menschenwürdiges Leben, auf Bewegungsfreiheit, auf eine unbeschwerte Kindheit.

Stattdessen herrscht im Adliswiler Nothilfe-Lager ein Klima der Angst. Aufgrund des Dauerdelikts «illegaler Aufenthalt» können die Leute jederzeit und ohne weitere Begründung verhaftet werden. Regelmässig finden Ausschaffungen statt – meist in den frühen Morgenstunden und immer ohne Ankündigung. Die Kinder werden unvorbereitet aus dem Schlaf gerissen. Immer wieder kommt es zu gewaltsamen Szenen, wenn sich Personen nicht widerstandslos durch die Kantonspolizist*innen abführen lassen. Mehrfach wurden Frauen von männlichen Polizisten durch den Innenhof über den Boden zum Polizeiauto geschleift; immer wieder werden Eltern vor ihren Kindern in Handschellen abgeführt.

Die kreisförmige Anordnung der Baracken mit ihren hellhörigen Wänden sorgt dafür, dass die Kinder fast immer mitbekommen, wenn Personen, oder gar ein «Gspänli», mitgenommen wird.

Die kreisförmige Anordnung der Baracken mit ihren hellhörigen Wänden sorgt dafür, dass die Kinder fast immer mitbekommen, wenn Personen, oder gar ein «Gspänli», mitgenommen werden. Die Polizeieinsätze sind nicht nur für die unmittelbar Betroffenen traumatisierend, sondern prägen den Alltag aller Lager-Bewohner*innen, die in der ständigen Furcht leben, dass es sie beim nächsten Mal selbst treffen könnte. Viele der Kinder wachen in den frühen Morgenstunden auf und können nicht mehr einschlafen, aus Angst, dass heute ihre Familie an der Reihe ist.

Verantwortungs-Pingpong

Wie kann ein Regime bestehen, das die Würde und Rechte von Kindern, Frauen und Familien so offensichtlich mit Füssen tritt? Der Ausschluss der Öffentlichkeit und das Totschlagargument «sie sind halt illegal» tragen ihren Teil dazu bei. Immer augenscheinlicher wird aber auch, dass niemand bereit ist, Verantwortung zu übernehmen, wenn Kritik laut wird. Und sind die Zuständigkeiten erst einmal ausreichend zerlegt, können die Behörden damit beliebig Pingpong spielen.

Beispielhaft illustriert das die Geschichte einer jungen Frau aus Eritrea mit ihrer einjährigen Tochter, die im Dezember hochschwanger per Sonderflug nach Italien ausgeschafft wurde. Die Ausschaffung erfolgte trotz eines ärztlichen Zeugnisses des Triemli-Spitals, welches die Frau bis zur Geburt für nicht transportfähig erklärte. Als Rechtfertigung diente ein Gegengutachten in Form eines Formulars, welches die Firma Oseara AG im Auftrag des SEM erstellte. In diesem bescheinigte die Oseara AG – die mit der medizinischen Begleitung von Ausschaffungsflügen ihr Geld verdient – der schwangeren Frau Flugtauglichkeit. Dabei berief sie sich auf einen rudimentären Untersuch zwei Wochen vor der Ausschaffung.

Der Tages-Anzeiger schrieb dazu: «Der Arzt der Oseara AG, der die Flugtauglichkeit attestiert hat, will sich nicht zum Fall äussern und verweist auf das SEM [Staatssekretariat für Migration]. Genauso der Kanton Zürich: ‹Solche Rückführungen werden vom Bund angeordnet. Der Kanton leistet dabei ausschliesslich Vollzugsunterstützung›, sagt Regierungsrat Mario Fehrs Sprecher. Das SEM verteidigt sich: Die Oseara AG habe ein entsprechendes Mandat. Die Entscheidung, ob eine Person transportfähig sei, obliege somit ausschliesslich dieser Organisation, sagt Sprecher Martin Reichlin.» [2]

Wie kann ein Regime bestehen, das die Würde und Rechte von Kindern, Frauen und Familien so offensichtlich mit Füssen tritt?

Ein weiteres Beispiel, diesmal aus der Adliswiler Stadtpolitik: In einer Anfrage zeigt sich ein EVP-Gemeinderat im vergangenen Sommer besorgt über die Zustände in der Sihlau und fordert den Stadtrat auf, genauer hinzuschauen. Doch die Behörde wiegelt ab: «Die Situation auf Mängel hin zu überprüfen, ist grundsätzlich Sache des Kantons. Dieser macht die Vorgaben», heisst es in der Antwort. Der Kanton wiederum verweist im Zusammenhang mit den Zuständen in den Zürcher Nothilfe-Lagern gerne auf die ORS AG, die als Betreiberin zuständig für die Sicherstellung des Alltagbetriebs sei.

Es ist ein Muster, das sich durchzieht und das Grundlage dieses Unrechts-Regimes ist. Verantwortlichkeiten werden zerlegt und hin- und hergeschoben. Kritik an der unmenschlichen Praxis des Zürcher Nothilfe-Regimes wird erschwert, da sie nicht einmal eindeutig adressiert werden kann.

1 Siehe www.woz.ch/-780c und www.woz.ch/-238c

2 Siehe www.tagesanzeiger.ch/zuerich/region/trotz-aerztlichem-attest-bund-schafft-hochschwangere-aus/story/29209634

CHRONIK DER VERSCHÄRFUNG

1994

1994
Im Umfeld der «Drogenhölle am Platzspitz» (und später am Letten) bauen Medien und Politik das Bild des «kriminellen Asylanten» zu einer gesellschaftlichen Bedrohung auf. Der Gefängnisnotstand wird erklärt.

Die Antwort:
Ein Gesetz, das neu die Anwesenheit in der Schweiz ohne rechtsgültige Bewilligung als Straftat bewertet: Die Zwangsmassnahmen. Sie schaffen die neuen juristischen Instrumente der Ausschaffungshaft, der örtlichen Aus- und Eingrenzung.

1994
Der Bunker beim Waidspital Zürich wird als Internierungsort für die massenhaft verhafteten Papierlosen benutzt – bis zur Eröffnung des «Provisorischen Polizeigefängnisses Propog» auf dem Kasernenareal in Zürich im März ’95.

1995

1995
Einführung der Zwangsmassnahmen im Ausländerrecht.

1995
Die bereits bestehende Containeranlage Rohr wird für renitente Papierlose genutzt. Ein Steinwurf neben dem Flughafengefängnis für jene Personen, die auch durch Zwangsmassnahmen nicht zur Ausreise bewegt werden können.

1996

1996
Eröffnung der Abteilung Ausschaffungshaft des Flughafengefängnisses gleich neben der Startbahn.

2006

ab 2006
Personen ohne gültige Aufenthaltsbewilligung werden vermehrt wegen «illegalem Aufenthalt» zu einer Gefängnisstrafe verurteilt – und dies mehrmals, da «illegaler Aufenthalt» juristisch als ein Dauerdelikt bewertet wird.

2012

2012
Hartnäckige Anwält*innen erreichen unter Anrufung der europäischen Menschenrechtskonvention, dass die Haftstrafen wegen «illegalem Aufenthalt» insgesamt nicht länger sein dürfen als ein Jahr.

2007–2013

2007–2013
Schikane durch «Dynamisierung»: Abgewiesene Asylbewerber*innen müssen alle sieben Tage die Unterkunft wechseln. Die Dynamisierung hat eine ungewollte Vernetzung quer durch den Kanton Zürich zur Folge, was dazu führt, dass sie immer weniger angewandt und 2013 ganz aufgegeben wird.

2016

2016
Eingrenzungen werden plötzlich im Dutzend gegen NUK-Bewohner*innen ausgesprochen. Die Betroffenen dürfen jetzt die Gemeinde oder den Bezirk des Nothilfe-Lagers nicht mehr verlassen. Bei Missachtung drohen bis zu drei Jahre Gefängnis.

März 2017

März 2017
Einführung «Präsenzzwang»: Personen in der Nothilfe müssen zweimal am Tag im Nothilfe-Lager unterschreiben. Ansonsten wird ihnen das dürftige Nothilfe-Geld von 8.50 Franken pro Tag gestrichen.

SAND IM GETRIEBE DER UNRECHTSJUSTIZ

Der kantonalen Sicherheitsdirektion sind alle Mittel recht, um Weggewiesene zu einer «freiwilligen» Ausreise zu bewegen. Die Grund- und Menschenrechte werden dabei mit Füssen getreten, der Rechtsschutz versagt weitgehend. Die Arbeitsgruppe Recht des Bündnisses *Wo Unrecht zu Recht wird …* hält dagegen.

Peter Niederöst, Rechtsanwalt

Wenn Asylsuchende einen negativen Entscheid erhalten, geraten sie in eine Sphäre der Illegalisierung und Entrechtung. Sie haben kein Aufenthaltsrecht mehr in der Schweiz, sind nicht mehr im Besitz eines Identitäts- oder Ausländer*innenausweises, unterstehen einem auch strafrechtlichen Arbeitsverbot und werden nur noch auf dem niedrigsten Niveau der Nothilfe unterstützt. Sie werden in einer sogenannten Notunterkunft untergebracht und erhalten pro Woche 60 Franken. Nicht selten leben Betroffene während Jahren, in einzelnen Fällen über zehn Jahre lang, unter solch prekären Bedingungen.

Missbrauch der Nothilfe

Seit einer Verschärfung Anfang 2017 wird die Nothilfe in fünf über die Woche verteilten Tranchen ausbezahlt. Voraussetzung für die Auszahlung ist seither, dass die Personen während der ganzen Woche in der Notunterkunft übernachten. Zur Bestätigung müssen sie sich zweimal täglich innerhalb eines kurzen Zeitfensters in der Notunterkunft melden. Wer einen Termin versäumt oder nicht in der Notunterkunft übernachtet, erhält keine Nothilfe. Das kantonale Sozialamt begründet dieses Regime, welches die Bezüger*innen an die Notunterkünfte bindet, mit der Verhinderung von Missbräuchen. Die zynische Argumentation: Eine Person, die nicht in der Notunterkunft übernachte, befände sich nicht in einer Notlage.

Über fünfzig Personen haben das neue Nothilferegime bei der Sicherheitsdirektion angefochten – vergeblich. Kürzlich hat das Bundesgericht entschieden, dass die Praxis, die Nothilfezahlungen an Präsenz- und Übernachtungspflichten zu knüpfen, nicht anfechtbar sei. Der Rechtsweg stehe den Betroffenen erst dann offen, wenn es zu einer Kürzung der Nothilfeleistungen komme. Entsprechende Rekurse sind bereits hängig.

Fragwürdige Rolle der ORS AG

Die Notunterkünfte werden im Auftrag des Kantons Zürich von der ORS AG betrieben, einer privaten, gewinnorientierten Firma. Und entgegen der gesetzlichen Regelung entscheidet nicht das kantonale Sozialamt, ob im Einzelfall die finanzielle Nothilfe bezahlt wird oder nicht, sondern die Mitarbeiter*innen der ORS AG. Wer nicht rechtzeitig zur Präsenzkontrolle in der Notunterkunft erscheint, ist ihrer Einschätzung unterworfen. Mitarbeiter*innen einer Aktiengesellschaft entscheiden damit über die Auszahlung staatlicher Nothilfe. Gemäss Verwaltungsgericht des Kantons Zürich ist es fraglich, ob dafür eine genügende gesetzliche Grundlage besteht. Ein Rechtsgutachten der Universität Zürich kommt sogar deutlich zum Schluss, dass eine solche Grundlage nicht gegeben ist. Ein Rechtsverfahren zur Klärung der Frage ist hängig.

Unzulässige Einschränkung der verfassungsmässigen Rechte auf Hilfe in Notlagen und auf Bewegungsfreiheit

Trotz der sehr niedrigen Nothilfe setzen die Behörden abgewiesene Asylsuchende zusätzlich unter Druck. Seit Mitte 2016 verfügt das Migrationsamt systematisch Eingrenzungen auf das Gebiet der Gemeinde oder des Bezirks, in dem sich die Notunterkunft befindet. Begründet wird die Eingrenzung damit, dass die betroffene Person die Schweiz nicht innert angesetzter Frist verlassen habe.

Gegen die 444 Eingrenzungen im Zeitraum vom 1.1.2016 bis zum 30.9.2017 wurden zahlreiche Beschwerden eingereicht. Von den 161 Rekursen wurden 48 ganz oder teilweise gutgeheissen. Leider hat das Bundesgericht kürzlich in einem Leiturteil entschieden, es sei zulässig, rechtskräftig weggewiesene Asylsuchende allein zu dem Zweck einzugrenzen, sie damit zur «selbstständigen» Ausreise zu bewegen. Es sei dabei nicht nötig, dass die betroffene Person ausgeschafft werden könne. Es genüge, wenn sie das Land legal verlassen könne. Damit stiess das Bundesgericht einen Entscheid des Verwaltungsgerichts des Kantons Zürich um.

Unzulässige Verurteilungen zu Freiheitsstrafen wegen rechtswidriger Einreise und rechtswidrigen Aufenthalts

Nach der Rechtsprechung des Bundesgerichts ist die strafrechtliche Verurteilung wegen rechtswidriger Einreise und rechtswidrigen Aufenthalts nur dann zulässig, wenn die Migrationsbehörden zuvor alles Zumutbare unternommen haben, um den Entscheid zur Wegweisung zu vollziehen, die Ausschaffung jedoch an der mangelnden Mitwirkung der betroffenen Person gescheitert ist.

Trotz dieser Vorgaben werden rechtskräftig weggewiesene Asylsuchende im Kanton Zürich systematisch und wiederholt wegen rechtswidrigen Aufenthalts strafrechtlich verfolgt – und häufig zu unbedingten Freiheitsstrafen verurteilt. Die Frist, dagegen Einsprache zu erheben, beträgt nur zehn Tage. Sie wird oft bereits deshalb versäumt, weil die Verurteilten nicht verstehen, worum es geht.

Schreiendes Unrecht – fehlender Rechtsschutz

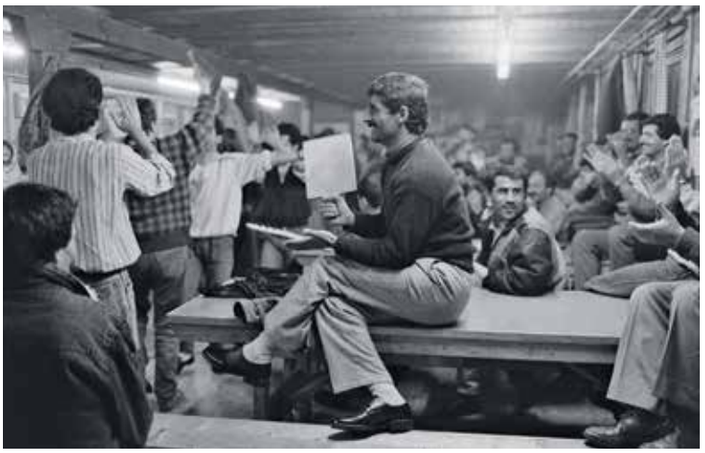
Ohne die engagierte Unterstützung der Arbeitsgruppe Recht des Bündnisses *Wo Unrecht zu Recht wird …* könnten sich die betroffenen Personen gegen die massive Repression der Behörden nicht zur Wehr setzen. Mobile Rechtsberatungsgruppen halten dagegen: Sie besuchen die Betroffenen regelmässig in den Notunterkünften, um sie zu beraten und Mandate zu übernehmen oder zu vermitteln. Diese schwierige Arbeit ist von unschätzbarem Wert. Sie wird von Laiinnen und Laien auf freiwilliger Basis geleistet. Ihnen gebührt an dieser Stelle ein grosses Dankeschön!

Die Arbeitsgruppe Recht wird von folgenden Organisationen mitgetragen: Autonome Schule Zürich, Freiplatzaktion Zürich, Sans-Papiers Anlaufstelle Zürich, Solinetz Zürich und Demokratische Juristinnen und Juristen Zürich.

Migration hat Geschichte: Historische Bilder aus dem Sozialarchiv, Gertrud Vogler

Ankunft der Saisonniers in Buchs (SG), März 1986

Demo in Giswil (OW), 5. Mai 1991



Schattdorf (UR), 19. November 1988

Unterstützung der Hungerstreikenden in Klosters (GR), 28. Februar 1989

Unterstützung der Hungerstreikenden in Klosters (GR), 28. Februar 1989

Demo gegen Ausschaffungen nach Ermordung von Khaled Abuzarifa
Zürich (ZH), 30. Oktober 1999

Impressum
Papierlose Zeitung
c/o Verein Bildung für Alle
Postfach 207, 8040 Zürich
info@papierlosezeitung.ch

Alternative Bank ABS – 4601 Olten
Postkonto: 46-110-7
Konto-Nr.: 306.112.100-00
IBAN: CH83 0839 0030 6112 1000 0

Kostenlos abonnieren
Schicken Sie uns einfach Ihre Postadresse:
Mit dem Webformular unter
www.papierlosezeitung.ch/seite/abo
per E-Mail oder per Post.

Redaktion
Ronan Ahmad, Malek Ossi, Mans Cali,
Martina Läubli, Katharina Morello, Nena Morf,
Anja Römisch, Michael Schmitz, Younes Tahir,
Itzíar Tesán, Lukas Tobler

Korrektorat
Charlotte Briner, Paul Leuzinger, Nena Morf,
Deborah Mühlebach, Ulrike Ulrich, Tim Zulauf

Grafik
NORM, Zürich

Aktuelle Artikel
www.papierlosezeitung.ch

DIE WOCHENZEITUNG

Dank an die Wochenzeitung!

Die Autonome Schule Zürich bedankt sich herzlich bei der Wochenzeitung WOZ für die Hilfe bei der Verbreitung dieser Zeitung.

Die WOZ unterstützt die Papierlose Zeitung – unterstützen wir die WOZ. Am besten mit einem Abonnement, unkompliziert zu beziehen unter:
www.woz.ch/abo/bestellen

KONZERTE GEGEN RASSISMUS

Andrea Holenstein

Der Verein *United We Dance* geht auf ein Konzert an der ASZ zurück, das als Abschluss der Fight-Racial-Profiling-Woche im November 2016 veranstaltet wurde. Dank etwa drei Dutzend Freiwilligen und mit einem Budget von 200 Franken verwandelte sich das grösste Schulzimmer der ASZ in einen Konzertsaal – ok, es war eher ein Sälchen, aber mit allem technischen Drum und Dran. Die Stimmung war toll, und das Thema Rassismus / Racial Profiling brannte uns nach wie vor unter den Nägeln, sodass wir mehr Konzerte und Podiumsdiskussionen und Theater auf die Beine stellten, seit Oktober 2017 in Zusammenarbeit mit der Roten Fabrik. Das Geld, das am Schluss in unserer Kasse bleibt, fliesst in den Rechtshilfefonds für Racial-Profiling-Betroffene.

An unserem nächsten Konzert ist afghanische Musik zu hören. Am 2. Juni um 19 Uhr tritt die Band *Tabasoom* in der Roten Fabrik auf. Um 14 Uhr sind zwei Filme von Geflüchteten über das Leben in der Schweiz zu sehen.

Mehr Infos und/oder Mitarbeit:
www.facebook.com/unitedwedance.ch

Playlist
United We Dance

Bahur Ghazi
1 *Palmyra*
Bahur Ghazi mit Sheila Runa
2 *Lost in Lyrae*

Adédèjì Adetayo
3 *COP Country of Pain*

Renzo Spotti Trio
4 *I fall in love too easily*
5 *Guacamole* by Lindsay L. Cooper

Dezertico
6 *Mandela*

Moon Mic
7 *Reggae Sunday*

Dixkson
8 *Live at Provitreff (April 21, 2017)*
9 *Kill Babylon*

Skarra Mucci
10 *Live at Provitreff (April 21, 2017)*
11 *My Sound*
12 *Number One*

Carole Berger / Caz
13 *White Knight*
14 *No Air*
15 *2 Of Them (live at ASZ, November, 2016)*

DJ Bala
16 *Zouk La Sé Sèl Médikaman Nou Ni – Kassav Live*
17 *Yondo Sister – Bazo*

*Die Stücke stammen von Musiker*innen, die an United-We-Dance-Konzerten aufgetreten sind oder sind Lieblingssongs von DJ Bala.*

Die Playlist findet sich unter dem untenstehenden Link oder QR-Code:

www.youtube.com/playlist?list=PL_ifp3DrINntsscnFulQPjc-OsJcxitMD

MEIN RUCKSACK

Ronan Ahmad

Dieser Rucksack,
in den ich meine ganze Vergangenheit hineingestopft habe,
ich weiss selber nicht,
auf welchen fremden Strassensteig ich meinen Kopf legte,
um die Augen ein bisschen zu wärmen.
Am Morgen, als ich wach werde,
ist er nicht mehr da!
Ich fürchte, wenn er mir zurückgebracht würde,
wäre er ganz leer von mir.
Oder ganz voll von Anderen statt von mir,
die noch unterdrückter und fremder sind als ich.
Aber auf keinen Fall gehören wir uns selbst.
Wir sind der Rest der Pest.
So viel Erde wurde unter meinen Füssen verbrannt,
dass meine Füsse Kohlenstücke sind.
Meine Füsse haben sich an die Asche gewöhnt.
Warum suche ich noch nach dem Garten und den Wiesen?
Meine Seele zittert
wie die gelben Herbstblätter.
Eine Brise reicht, damit sie herunterfallen.
Wie steht es dann um meinen inneren Herzsturm?
Kann ich nicht mehr ohne meinen Rucksack reisen?
Wenn ich irgendwohin reise,
bin ich ganz leer von mir selbst.
Wer meinen Rucksack mitgenommen hat, bringe ihn bitte nicht mehr zurück!
Ich schenke ihn ihm.
Und wenn er nicht mehr zu gebrauchen ist,
verbrennt ihn im fremdesten und seltsamsten Quartier dieser Welt.
Damit unzählige Menschen wie ich seinen Geruch riechen können.

IDEAL NEWS 2.0

Bilick

Home News Sport Politik Wirtschaft People Leben Digital Auto VR Video Services

Altersmild

Christoph B. ist pflegebereit

In die Jahre gekommen und alt geworden, überlegte sich Herr B., wie und wo er in sanfte, umsorgende Hände kommt. Fündig wurde er im Autonomen Pflegeheim Zürich (APZ). Mittlerweile spricht er fliessend Serbisch, Polnisch, Kurdisch, und er kann sogar tanzen. Seinen Pflegerinnen erzählt B.: «Hier fühle ich mich nicht ausgegrenzt oder aussortiert.» Er arbeitet fleissig an seinem Buch «Macht ist fragil, denn das Leben ist labil». Sein Hab und Gut vermacht er all jenen, die verfolgt, ausgegrenzt oder auf der Flucht sind. Herr B. ist sehr beliebt im APZ. Auf einen Besuch von Herrn Köppel wartet er immer noch vergeblich, Rösti isst er nicht so gern.

Neue Zeitung

Kehrtwende von Sommaruga

Botschaftsasyl wieder eingeführt

11.5.2018, 10:10 Uhr

Die sozialdemokratische Schweizer Bundesrätin Simonetta S. hat eigenhändig das Botschaftsasyl wieder eingeführt. Dabei erhielt sie Unterstützung von einem Zusammenschluss aus Kreuzfahrt-Liebhabern und Jachtbesitzern, die die Nase voll haben. Sie beklagen sich, die herumtreibenden Leichen seien für sie ein ärgerliches Hindernis. Bundesrätin S. zitierte in ihrer Rede Hugo Fasel (Caritas): «Die Illusion, dass alle in die Schweiz kommen wollen, ist völlig absurd.» Sie nannte als Beispiel Syrien, wo seit Jahren Bürgerkrieg herrscht. 99,3 Prozent der Syrer sind dort oder in den umliegenden Ländern geblieben.

Tages-Anreizer

Front Zürich Schweiz International Wirtschaft Börse Sport Kultur Reisen Wissen Auto Blogs Panorama Mehr

Polizei geht Undercover in die ASZ

Feedback

In fröhlicher Erwartung, dass dort kriminelle Machenschaften am Werk sind, hat die SP (Stadtpolizei Zürich, nicht zu verwechseln mit der Sozialdemokratischen Partei) drei verdeckte Ermittler in die ASZ eingeschleust. Nach sechs Monaten intensiver Ermittlungstätigkeit kam bloss einer der drei, Herr Liebhart, zurück. Er berichtet von lernbegierigen und überaus freundlichen Menschen, von der guten Atmosphäre und Ängsten vor Polizeikontrollen. Seine zwei ehemaligen Arbeitskollegen sind mittlerweile zum Aktivismus konvertiert. Herr Liebhart schreibt regelmässig eine Kolumne in der hauseigenen Polizei-Zeitung zum Thema «Racial Profiling».

Heldenhaft

11. Mai 2018 10:56; Akt: 11.05.2018 10:58

Mario Fehr bleibt

2017 zog Mario Fehr in die Notunterkunft in Urdorf und grenzte sich selbst ein (siehe Papierlose Zeitung 2017). Dort wurde es Mario aber zu eng. Nachdem im Oktober 2017 der ORS-Bunker in Uster geschlossen und die Insassen transferiert wurden, besetzte Mario den Uster-Bunker. Seither weigert er sich, den Keller zu verlassen. Mario ist bis heute renitent geblieben und hat sich verbarrikadiert. Darauf hat sich die Gruppe «Bleiberecht für Mario» formiert und organisiert Aktionen. Eine Sprecherin der Gruppe sagte gegenüber dieser Zeitung: «Mario kämpft schon lange gegen die ‹Asylkalypse› und für das Recht auf Bunker und Eingrenzung. Er ist ein Held.»

NOT SO IDEAL NEWS

Basar Zeitung

Front Basel Schweiz Ausland Börse Wirtschaft Kultur Sport Auto Leben Panorama Digital Blogs Mehr

Kriegsnobelpreis an Trump, Putin und Bin Salam

Assad akzeptiert Entscheidung nicht

Der Kriegsnobelpreis 2017 geht an US-Präsident Trump, den russischen Präsidenten Putin und den saudischen «Reformer» Mohamed bin Salman. Während Trump und Putin schon früh die Favoriten waren, kam die Nominierung Salmans für viele, die nichts von den Massenmorden im Jemen wussten, als Überraschung. Dick Cheney, der aktuelle Vorsitzende des Komitees für den Kriegsnobelpreis, dankte allen Kandidaten für ihre ausserordentliche Leistung, die sie erbrachten, um Millionen Menschen auf der ganzen Welt Krieg und Zerstörung zu bringen. Das Komitee hatte es nicht leicht, den Gewinner für dieses Jahr zu finden. Die Staatsführer Israels, der Türkei und Syriens – Netanjahu, Erdoğan und Assad –, welche am Anfang ebenfalls als Favoriten gehandelt wurden, sind sehr enttäuscht. In einer gemeinsamen Mitteilung kritisieren sie die Wahl als unfair und parteiisch. Sie versprechen, mehr Blut zu vergiessen, bis sie ihren Traumpreis erhalten.

watsnot

Schweiz International Wirtschaft Sport Leben Spass Digital Wissen Blogs Videos

Syrerinnen und Syrer retten Leben

Laut der UNO haben fast 12 Millionen Syrer auf der Flucht für die Rettung von Leben gekämpft. Diese Rettungsaktion war das Schwierigste, was sie bisher erlebt haben. Eine der Lebensretterinnen berichtet von Grenzen, Kugelhagel, Bomben und Gummibooten. Etwa 300'000 schafften es ins menschen- und freihheitsliebende Europa. Sie schafften es, ein Leben zu retten, nämlich ihres. Sie flohen, um zu leben. Die Familien warten noch in der Türkei auf die Erlaubnis, nach Europa zu kommen.

DIE FREIHEIT, ÜBERALL HINZUGEHEN

Warum globale Bewegungsfreiheit keine Utopie ist: Antworten auf die wichtigsten Fragen vom Philosophen Andreas Cassee.

Andreas Cassee

Was ist globale Bewegungsfreiheit?

Globale Bewegungsfreiheit ist ein langfristiges politisches Projekt mit dem Ziel, dass alle Menschen selbst entscheiden können, in welchem Land sie leben wollen.

Im Innern demokratischer Staaten ist Bewegungsfreiheit bereits heute ein anerkanntes Recht. Wer von Zürich nach Bern ziehen möchte, muss nicht darlegen, dass sie oder er in Zürich politisch verfolgt ist oder dass der Zuzug den Berner*innen einen besonderen Nutzen bringt. Es gibt ein verbrieftes Menschenrecht, sich innerhalb des Landes frei zu bewegen und niederzulassen.

Jedoch finden sich alle, die eine nationalstaatliche Grenze überqueren und in ein anderes Land einwandern möchten, in der Rolle der Bittstellenden wieder. Einwanderungswillige müssen darlegen, dass sie eine «gute Partie» sind. (Beispielsweise: «Ich bin reich und werde ein*e gute*r Steuerzahler*in sein!» – «Ich habe eine Ausbildung, die in eurem Land dringend gebraucht wird!») Aber ein Recht, in ein Land der eigenen Wahl einzuwandern, wird ihnen nicht zugestanden.

Globale Bewegungsfreiheit steht für die Forderung, das zu ändern. Menschen sollen frei entscheiden können, auf welchem Fleck der Erdoberfläche sie leben wollen – unabhängig davon, wo sie geboren sind und welche Staatsbürgerschaft sie besitzen.

Und weshalb sollte ich das gut finden?

Weil Einwanderungsbeschränkungen, wie sie heute üblich sind, eklatant ungerecht sind. Erstens widersprechen sie der Idee individueller Selbstbestimmung. Die Möglichkeit, über den eigenen Aufenthaltsort zu entscheiden, ist ein zentraler Bestandteil einer selbstbestimmten Lebensgestaltung. Darüber hinaus ist sie eine Voraussetzung für die Ausübung vieler anderer wichtiger Freiheiten. Wenn ich mich nicht frei bewegen kann, kann ich auch nicht mit Menschen meiner eigenen Wahl eine Wohngemeinschaft oder einen Verein gründen oder an einer Demonstration an einem anderen Ort teilnehmen. Beschränkungen der Bewegungsfreiheit sind deshalb immer auch Beschränkungen der Vereinigungsfreiheit, der Versammlungsfreiheit und zahlreicher anderer wichtiger Freiheiten.

Zweitens tragen Einwanderungsbeschränkungen zur Aufrechterhaltung ökonomischer Ungleichheit bei. Der Ort, an dem eine Person ihr Einkommen erzielt, ist heute der wichtigste Indikator für die Höhe dieses Einkommens. Rund zwei Drittel der globalen Einkommensungleichheit lassen sich mit diesem Faktor erklären. Einwanderungsbeschränkungen hindern Menschen daran, an einen Ort zu ziehen, an dem sie bessere wirtschaftliche Chancen haben. Wer mit der «richtigen» Staatsangehörigkeit geboren wird, hat deshalb viel bessere Lebensaussichten als eine Person, die bei der «Geburtslotterie» ein weniger günstiges Los zieht.

Um diese Ungerechtigkeiten zu überwinden, sollten wir ein Recht auf globale Bewegungsfreiheit anerkennen.

Aber ohne Grenzen kann es doch keine Staaten geben.

Solange es einzelne Staaten gibt, wird es Grenzen geben, die festlegen, welcher Staat für welchen Teil der Erdoberfläche zuständig ist. Aber es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass diese Grenzen geschlossen sein müssen. Zwischen den einzelnen Kantonen in der Schweiz gibt es schliesslich auch Grenzen. Aber diese Grenzen sind offen, und wenn sich Schweizer*innen in einen anderen Kanton bewegen, dürfen sie dort sogar politisch mitbestimmen. Ähnliches könnte für internationale Grenzen gelten.

Das ist doch unrealistisch!

Natürlich ist globale Bewegungsfreiheit nicht von heute auf morgen erreichbar. Und es gibt Mechanismen, die den Kampf für Bewegungsfreiheit erschweren. Diejenigen, die von einer anderen Migrationspolitik am meisten profitieren würden – Menschen ohne legalen Aufenthaltsstatus und Einwanderungswillige im Ausland –, haben keine politischen Mitbestimmungsrechte. Nationale Politiker*innen haben deshalb wenig Anreiz, sich für globale Bewegungsfreiheit einzusetzen.

Aber langfristig ist die Welt oft veränderbarer, als es aus einer Gegenwartsperspektive jeweils scheint. Während des zweiten Weltkriegs hätte wohl kaum jemand gedacht, dass zwischen Deutschland und Frankreich einmal die Personenfreizügigkeit gelten würde. Und auch die innerstaatliche Bewegungsfreiheit war lange umkämpft. Im Kanton Zürich gab es beispielsweise starke Vorbehalte gegen eine «Überfremdung» durch «Kantonsfremde» aus dem Kanton Aargau. Heute ist es eine Selbstverständlichkeit, dass Menschen aus dem Aargau nach Zürich ziehen dürfen und umgekehrt. Wer in langen Zeiträumen denkt, sollte vor «unrealistischen» Forderungen deshalb nicht zurückschrecken.

Und was ist mit der nationalen Kultur?

Die ist ohnehin überbewertet. Was hat ein atheistischer Punk in Lausanne kulturell schon mit einer katholischen Innerschweizerin gemeinsam, was beide von allen Menschen im Ausland unterscheiden würde?

Es können doch nicht alle kommen! Wenn die Schweiz plötzlich ihre Grenzen öffnen würde, wäre das Chaos vorprogrammiert.

Es gibt viele Grundrechte, deren gleichzeitige Wahrnehmung durch sehr viele Menschen zu Problemen führen könnte. Alle Menschen in der Schweiz haben beispielsweise das Recht, nach Andeer zu reisen. Wenn alle gleichzeitig dieses Recht wahrnähmen, käme es vermutlich zu chaotischen Zuständen. Bei medizinischen Notfällen wäre für Rettungskräfte beispielsweise kein Durchkommen mehr. Aber deshalb verwehren wir den Menschen nicht von vornherein das Recht, sich innerhalb des Landes frei zu bewegen.

Wir gestehen dem Staat nur das Recht zu, Einschränkungen vorzunehmen, wenn das im Einzelfall ein verhältnismässiges Mittel ist, um andere Rechte zu schützen.

Auch das Recht auf globale Bewegungsfreiheit ist kein absolutes Recht. Aber dieses Recht darf nur in dem Mass eingeschränkt werden, in dem das tatsächlich notwendig ist, um andere Grundrechte zu gewährleisten. Dass die plötzliche Einwanderung von mehreren Millionen Menschen zum Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung führen *könnte*, ist also kein Grund, an einer Beschränkung der Einwanderung auf dem heutigen Niveau festzuhalten. Ausserdem müssen die Einschränkungen verhältnismässig sein. Bei der zugrundeliegenden Abwägung müssen auch die Interessen und Rechte derjenigen Menschen unparteiisch berücksichtigt werden, deren Bewegungsfreiheit beschnitten würde. Wäre es beispielsweise verhältnismässig, weitere Todesfälle im Mittelmeer in Kauf zu nehmen, um eine marginale Verschlechterung der Gesundheitsversorgung in der Schweiz zu verhindern? Wohl kaum. Wenn tatsächlich der völlige Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung bevorstünde, wäre die Situation eine andere. Aber von diesem Punkt sind wir in Europa weit entfernt.

Bewegungsfreiheit ist ein neoliberales Projekt!

Dass Neoliberale für X sind, ist kein guter Grund, gegen X zu sein. Auch eine stehengebliebene Uhr zeigt schliesslich zwei Mal am Tag die richtige Zeit an.

Davon abgesehen sind Neoliberale in der Praxis selten für Bewegungsfreiheit. Denn die neoliberale Agenda wird oft mit nationalistischen und neokonservativen Elementen vermischt, um sie dem wahlberechtigten Teil der Bevölkerung schmackhaft zu machen.

Wenn sie konsequent wären, müssten Neoliberale aber tatsächlich für Bewegungsfreiheit sein. Die Argumente, die sie für den freien Güter- und Kapitalverkehr anführen, sprechen nämlich auch für die freie Bewegung von Arbeitskräften. Einige Ökonom*innen schätzen, dass sich das Weltwirtschaftsprodukt verdoppeln würde, wenn Menschen dort arbeiten könnten, wo ihre Arbeit am produktivsten ist. Während der freie Güter- und Kapitalverkehr vor allem den Reichen zugutekommt, würde Bewegungsfreiheit in erster Linie den weniger Privilegierten nützen.

Migrieren können aber sowieso nur die Reichen.

Dass Migration heute oft nur für die Reichen und Gutausgebildeten eine Option ist, hat damit zu tun, dass es kein allgemeines Recht auf Bewegungsfreiheit gibt. Legale Wege nach Europa stehen nur den Privilegierten offen. Und die irreguläre Einreise ist teuer und riskant. Ein Recht auf Bewegungsfreiheit würde das ändern. Ein Ticket für einen Flug oder eine Fähre über das Mittelmeer würde einen Bruchteil dessen kosten, was Migrant*innen heute an Schlepper bezahlen.

Aber die Ärmsten der Armen, die in den Auswanderungsländern zurückbleiben, würden unter dem Wegzug gut ausgebildeter Arbeitskräfte leiden.

Dieses Argument kommt den Freund*innen der Abschottung nur allzu gelegen: Wir halten die Armen fern, aber wir tun das nur, um die ganz Armen zu schützen!

Mit der Realität hat das wenig zu tun. Denn die Auswanderung hat viele positive Effekte auf die Herkunftsländer. Zum Beispiel schicken Migrant*innen einen Teil ihres Einkommens an Familienangehörige und Freund*innen in ihrem Herkunftsland zurück. Diese Rücküberweisungen sind heute rund drei Mal so hoch wie die weltweiten staatlichen Ausgaben für Entwicklungszusammenarbeit. Ausserdem trägt Migration dazu bei, Wissen zu verbreiten. Und viele Migrant*innen kehren irgendwann in ihr Herkunftsland zurück, um dort etwas aufzubauen.

Trotzdem gibt es Probleme, man denke etwa an den Mangel an medizinischem Personal in vielen Ländern Afrikas südlich der Sahara.

Das ist richtig. Aber Einwanderungsbeschränkungen sind weder ein geeignetes noch ein faires Mittel, um diese Probleme zu lösen. Es gibt keine Garantie, dass Ärzt*innen oder Krankenpfleger*innen, die an der Auswanderung gehindert werden, in ländlichen Gebieten oder Slums zur medizinischen Grundversorgung ihres Landes beitragen. Stattdessen arbeiten sie vielleicht in exklusiven Privatkliniken in reichen Stadteilen oder bestreiten ihren Lebensunterhalt beispielsweise als Taxifahrer*innen. Und es wäre unfair, Ärzt*innen dazu zu zwingen, ihr ganzes Leben in einem Slum zu arbeiten, bloss weil sie zufällig in einem bestimmten Land geboren sind. Statt Menschen an der Auswanderung zu hindern, müssen die Arbeitsbedingungen und Löhne in der medizinischen Grundversorgung in den entsprechenden Ländern verbessert werden. Da stehen gerade auch die Länder des globalen Nordens in der Pflicht.

Und was ist mit dem Sozialstaat in den Einwanderungsländern? Käme der nicht unter Druck?

Das ist eine berechtigte Sorge, die allerdings in zwei Hinsichten zu relativieren ist. Erstens wird Einwanderung oft selbst dann als Gefahr für den Sozialstaat wahrgenommen, wenn Migrant*innen unter dem Strich mehr in die Sozialsysteme einzahlen, als sie an Leistungen beziehen. Die Vorstellung, dass viele Menschen in ein anderes Land ziehen wollen, nur um Sozialleistungen zu beziehen, ist ein Mythos.

Zweitens sollten wir uns nicht der Illusion hingeben, dass Migration der wesentliche Grund ist, weshalb der nationalstaatlich organisierte Sozialstaat unter Druck gerät. Das weit grössere Problem ist die Mobilität von Kapital und der damit einhergehende Steuerwettbewerb, in dem gerade auch die Schweiz eine unrühmliche Rolle spielt.

Grundsätzlich sollten wir die Sozialsysteme so gestalten, dass sie möglichst gut mit einem Recht auf globale Bewegungsfreiheit zu vereinbaren sind. Dazu sind sicher auch internationale Regelungen nötig. Die brauchen wir aber ohnehin, um den internationalen Steuerwettbewerb einzudämmen und Steuerhinterziehung zu verhindern.

Globale Bewegungsfreiheit. Ein philosophisches Plädoyer für offene Grenzen
Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2016.
ISBN 978-3-518-29802-2

EIN WORT KANN ÜBER EIN LEBEN ENTSCHEIDEN

In Asylprozessen, beim Arzt oder im Gespräch mit der Polizei kommt es auf jedes Wort an. Eine gute Übersetzung ist entscheidend. Doch beim Übersetzen geht es um viel mehr als nur um Sprache.

Malek Ossi, Martina Läubli und Übersetzerin L.

Ali flieht aus Syrien in die Schweiz und stellt ein Asylgesuch. Etwa zwei Monate später wird er zur Anhörung nach Bern ins Staatssekretariat für Migration SEM bestellt und erzählt: «Im Jahr 2013 war ich während etwa drei Monaten bei meinem Grossvater auf dem Land in Afrin zu Hause. Danach bin ich in die Türkei gegangen.» Der Übersetzer aber versteht etwas anderes, nämlich dass Ali zu jener Zeit zu Hause in Aleppo war, wo er geboren wurde.

Ali wartet mehr als ein Jahr auf den Bescheid des SEM. Dann erfährt er: Er wird vorläufig in der Schweiz aufgenommen. Im Protokoll steht: «Warum war Ali nur drei Tage in Afrin und ging danach nochmals zurück nach Aleppo? Wie konnte er das tun, wenn er politisch verfolgt war?» Dieser Punkt diente als Begründung dafür, dass Ali nur den Status F bekommen hat und kein Asyl. Wegen dieses Missverständnisses, wo «zu Hause» liegt (in Aleppo oder auf dem Land in Afrin), wurde Ali nur vorläufig aufgenommen. Ein kleines Wort macht einen grossen Unterschied.

Die Auswirkung der Sprache auf den Asylentscheid ist enorm. Aber es ist längst nicht selbstverständlich, dass Asylsuchende eine gute Übersetzung bekommen. Es scheint sogar eher Glückssache zu sein.

Tarek ist 25 Jahre alt und seit zwei Jahren in der Schweiz. Es kommt der Tag, an dem er im SEM in Bern befragt wird. Er erzählt die Geschichte seiner Flucht aus Syrien und nennt die Gründe für seine Flucht. Tarek erzählt seine Geschichte auf Arabisch und die Übersetzerin übersetzt sie ins Deutsche. Tarek hat seinerseits schon Deutsch gelernt und versteht gut, was die Übersetzerin in beiden Sprachen sagt. Tarek sagt: «Wenn ich in meinem Heimatland studiert hätte, würde ich hier weiterstudieren.»

Die Übersetzerin sagt: «Er hat in seinem Heimatland studiert und wird hier weiterstudieren.» Tarek lacht und sagt: «Das stimmt nicht. Ich habe Konjunktiv II verwendet.» Er korrigiert die Übersetzung. Wenn er sie nicht korrigiert hätte, wäre das ein Problem gewesen. Im Lauf der Befragung macht die Übersetzerin noch mehrere weitere Fehler.

Jedes Detail muss stimmen

«Bei Asylprozessen spielt man mit dem Leben und der Zukunft», sagt die Zürcher Übersetzerin L. (Name der Redaktion bekannt). Bei der Befragung zum Asylgesuch ist es entscheidend, die eigene Fluchtgeschichte möglichst präzis zu erzählen. Jedes Detail muss stimmen, gerade auch bei geografischen Informationen, wie die Geschichte von Ali zeigt. Afrin ist eben nicht dasselbe wie Aleppo. Gerade in Syrien muss man genau hinschauen, wo es lebensgefährlich ist und wo weniger. Die Hölle und das Paradies liegen manchmal nur eine halbe Stunde Autofahrt voneinander entfernt. Geografisches Wissen ist für eine genaue Übersetzung absolut nötig. Ebenfalls notwendig ist, dass der/die Übersetzer*in während des Gesprächs Notizen macht.

«Übersetzen», sagt L. «hat nicht nur mit der Sprache zu tun. Es gibt viele Hintergründe auf verschiedenen Ebenen, die man berücksichtigen muss.» Übersetzen ist ein komplexer Prozess, weiss sie, und es geht dabei auch um die Feinheiten der Sprache. Darauf weist auch der Schriftsteller Lukas Bärfuss hin. In einem Essay zum Übersetzen schreibt er: «Worte transportieren Bedeutung jenseits ihrer Begrifflichkeit: durch den Klang und durch den Zusammenhang, in dem sie stehen. Darauf baut die Sprache, sie ist kein logisches System, sondern transportiert Atmosphäre, Gefühl, Widersprüche und Ambivalenzen jenseits der Definitionen.»

Neben einem Talent für Sprachen brauchen Dolmetscher*innen aber auch ein Gespür für Menschen. Sie stehen in der Mitte zwischen verschiedenen Personen, Parteien, manchmal Fronten, und schaffen eine Brücke zwischen den Sprachen und vielleicht auch zwischen den Menschen. Wenn Übersetzer*innen Arroganz zeigen, beeinflusst das die Gesprächsatmosphäre negativ, die Menschen reden weniger offen und wagen es nicht, sich kritisch zu äussern, gerade auch in politischer Hinsicht.

Dolmetscher*innen müssen neutral bleiben, sie dürfen keine Partei ergreifen, auch räumlich nicht. Bei Gesprächen mit Behörden und Polizei sitze man idealerweise im Dreieck, erklärt die Übersetzerin. «Ich gehöre weder zur Polizei noch zur beschuldigten Person.» Leider halten sich die Behörden oft nicht an diese Gesprächsanordnung. Wenn die Übersetzerin dann auf einer der beiden Seiten sitzt, wird es sofort komplizierter.

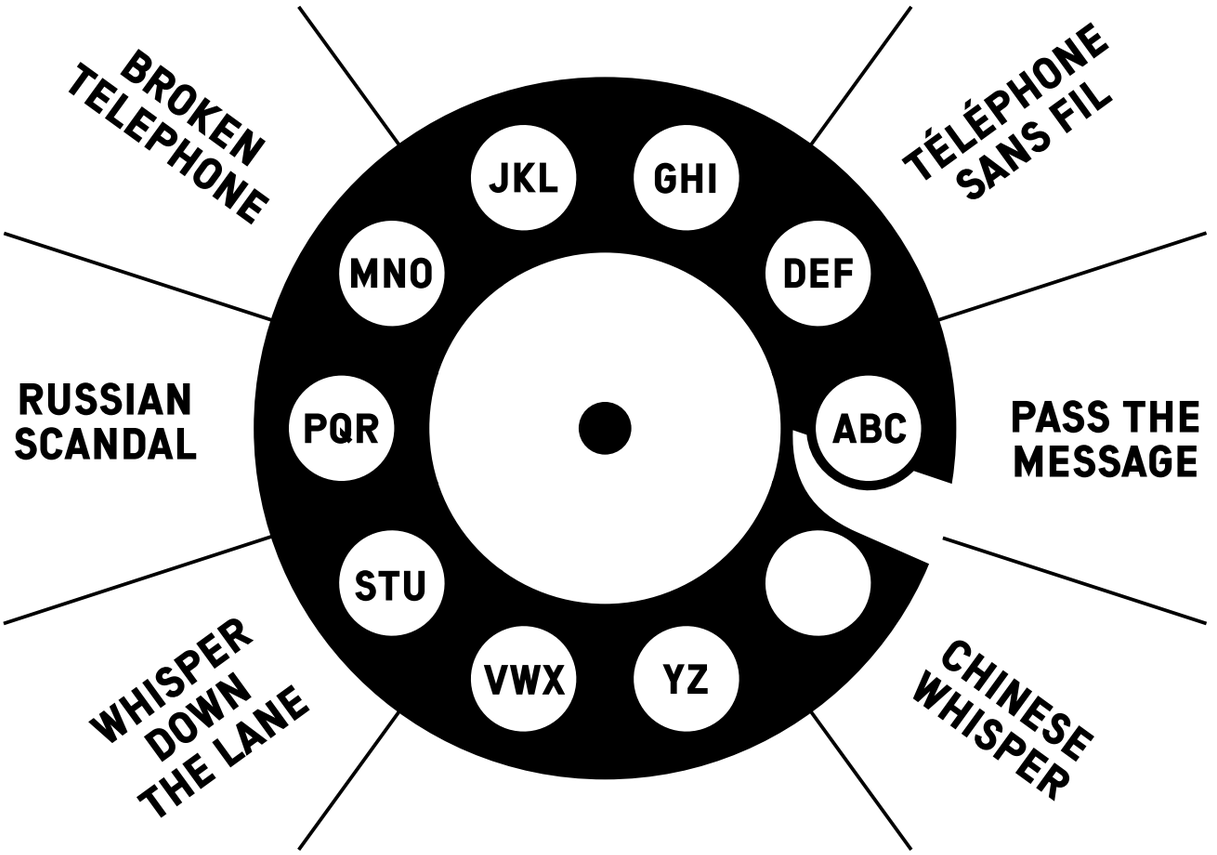
Zur Neutralität der Dolmetschenden gehört auch die Schweigepflicht. Und falls sie die Person kennen, die eine Übersetzung braucht, müssen sie das sagen und sich allenfalls zurückziehen. Umgekehrt kann die Person bestimmte Übersetzer*innen aus verschiedenen Gründen auch ablehnen. So kann es zum Beispiel vorkommen, dass Kurd*innen Arabisch-Dolmetschende ablehnen, weil sie sich besser auf Kurdisch ausdrücken können.

Die Befragungen zum Asylgesuch beim SEM dauern durchschnittlich 7 bis 8 Stunden. Während dieser Zeit müssen sich Übersetzer*innen vollkommen konzentrieren und alles übersetzen. Wissenschaftlich betrachtet funktioniert das Hirn beim Übersetzen nur eine Stunde lang einwandfrei; danach verändert sich der Prozess. Vielleicht ist auch das ein Grund für die Fehler, die passieren?

Dolmetscher*innen sind verpflichtet, das Gespräch vollständig zu übersetzen. Sie dürfen nichts unterschlagen, nicht abkürzen: «Es ist nicht die Aufgabe der Übersetzerin zu entscheiden, was relevant ist», sagt L. «Du weisst nicht, was ein Wort später bedeuten kann.» Kleinigkeiten können einen massiven Einfluss auf den Asylprozess oder eine juristische oder medizinische Entscheidung haben. «Beim Dolmetschen geht es meistens um Urteile und Vorurteile.»

Prekäre Arbeitsbedingungen

Übersetzer*innen tragen eine enorme Verantwortung. Diese steht aber im Ge-



nom

gensatz zu ihren prekären Arbeitsbedingungen. Dolmetscher*innen arbeiten im Kanton Zürich auf Abruf zu einem Stundenlohn von 70 bis 75 Franken Für die Anreise kann nur eine halbe Stunde verrechnet werden. Bis zu einer halben Stunde vor dem Termin können die Behörden absagen – auch wenn der/die Dolmetschende für diesen Auftrag einen anderen Termin abgelehnt hat. Beim SEM in Bern liegt der Stundenlohn von Dolmetscher*innen bei 84 Franken, schriftliche Übersetzungen werden zusätzlich vergütet.

«Übersetzen ist ein sehr wichtiger Job, aber wird offiziell zu wenig geschätzt», sagt L. Laut der Übersetzerin müssten alle Dolmetscher*innen einmal einen Tag streiken, um zu zeigen, wie wichtig sie sind.

Eine gute Ausbildung bildet die Basis für eine gute Übersetzung. Der Kanton Zürich stellt mittlerweile recht hohe Anforderungen. Übersetzer*innen müssen Deutsch auf C1-Niveau beherrschen und eine Sprachprüfung ablegen. Für Behördendolmetscher*innen gehört auch eine juristische Prüfung dazu. Ausserdem plant Zürich, auch in der Muttersprache eine Prüfung einzuführen. Der Kanton hat in Bezug auf die Qualitätssicherung bei Übersetzungen eine Vorreiterrolle. Woran es hingegen mangelt, ist die laufende Weiterbildung von Dolmetscher*innen und Behörden.

Das Schicksal eines Menschen hängt davon ab, ob er sich verständigen kann und verstanden wird – nicht nur im Asylprozess, sondern auch in unserem Zusammenleben im Alltag, bei der Arbeit, bei der Lösung von Problemen. Natürlich bedeutet es einen zusätzlichen Aufwand, eine Übersetzung zu organisieren, und es ist längst nicht selbstverständlich. Niemand bezahlt gerne dafür, was auch an den Arbeitsbedingungen der Dolmetscher*innen deutlich wird. Doch damit eine gesellschaftliche Kommunikation wirklich funktioniert, sollten wir uns bemühen, einander gegenseitig zuzuhören, zu verstehen und zu übersetzen. Nur dann sprechen wir miteinander und nicht übereinander.

Wer sorgt für Übersetzungen?

Übersetzungen braucht es in ganz unterschiedlichen Kontexten. Das Schweizer Recht kennt kein allgemeines «Recht auf Übersetzung». Doch gestützt auf den Anspruch auf rechtliches Gehör stellt der Staat in den meisten gerichtlichen und administrativen Verfahren von Staates wegen ein*e Dolmetscher*in zur Verfügung. Am klarsten verankert ist der Anspruch auf Übersetzungsleistungen in Strafverfahren. Auch bei Gesprächen beim SEM, die das Asylverfahren betreffen, ist üblicherweise eine Übersetzung garantiert. In Schulen sind Lehrer*innen verpflichtet, für Elterngespräche ein*e Dolmetscher*in anzufordern, wenn die Eltern kein Deutsch verstehen.

Im Gesundheitsbereich ist die Lage weniger eindeutig. Zwar verpflichtet die Verfassung den Bund und die Kantone, für eine allen zugängliche medizinische Grundversorgung von hoher Qualität zu sorgen. Auch die Kantonsverfassung verpflichtet den Kanton und die Gemeinden zu einer ausreichenden Gesundheitsversorgung. Und das Patient*innengesetz schreibt vor, dass die ärztliche Aufklärung über eine medizinische Behandlung in «verständlicher Form» zu erfolgen hat. Daraus kann man ableiten, dass Mediziner*innen für die sprachliche Verständigung verantwortlich sind. Doch es gibt ein Problem: Übersetzungen im Gesundheitsbereich werden von der obligatorischen Krankenpflegeversicherung nicht erstattet. Sie werden von verschiedenen, teils öffentlichen, teils privaten Akteur*innen des Gesundheits- und Sozialsystems getragen, oft von den Kliniken selbst. Der Bedarf an Übersetzung im Gesundheitsbereich ist längst erkannt, aber die Finanzierung nicht geklärt.

KUNST IST EINE WAFFE

Bachtyar Ali ist einer der bekanntesten Schriftsteller des irakischen Kurdistans und lebt in Deutschland. Im Interview spricht der Autor von «Der letzte Granatapfel» und «Die Stadt der weissen Musiker» über das Exil, die Spirale der Gewalt und das mangelnde internationale Bewusstsein für die Unterdrückung der Kurd*innen.

Mit Bachtyar Ali sprachen
Ronan Ahmad und Malek Ossi

Bachtyar Ali, Sie haben das Exil gewählt. Nehmen Ihre Landsleute Ihnen das übel?
In Kurdistan werden Autor*innen als Besitz betrachtet, als politische Führer oder Prophetinnen. Viele Menschen in Kurdistan wollen, dass ich zurückkehre. Ich will dieses Künstlerbild aber nicht bestätigen. Ich bin ein Autor: Ich kann Gedanken formulieren, Ideen vorschlagen – aber ich kann nicht führen, und ich kann nicht retten.

Was bedeutet das Exil für Ihr Schreiben? Ist die Distanz schmerzlich oder auch fruchtbar?
Ich war immer fremd, nicht nur im Exil. Als Kind in der Schule, in der Familie, in der Gesellschaft und jetzt auch in Deutschland. Ich glaube, ein Autor muss sich nicht vollständig integrieren. Im Gegenteil: Man muss immer einen gewissen Abstand halten.

Wie blicken Sie mit diesem Abstand auf die Situation in Ihrer Heimat, etwa auf das versuchte Unabhängigkeitsreferendum?
Das Referendum hat nichts mit dem historischen Schrei der Kurd*innen nach Gerechtigkeit zu tun. Stattdessen war es eine populistische Aktion von Herrn Barzani, der seine Macht ausweiten wollte. Die Umstände haben gegen das Referendum gesprochen: Die Wirtschaft liegt am Boden, die kurdischen Parteien sind uneinig und die Gesellschaft ist zerrissen. Dem aus der Unabhängigkeit entstehenden Druck könnten die Kurd*innen im Moment nicht standhalten.

Warum schreibt fast niemand über diese Unterdrückung? Warum sind auch vergangenen Genozide gegen Kurd*innen so wenig bekannt? Tragen die Kurd*innen eine Mitverantwortung daran?
Dass die Unterdrückung der Kurd*innen so wenig bekannt ist, ist zu einem grossen Teil unsere eigene Schuld. Wir müssen uns heute aktiv dafür einsetzen, dass wir wahrgenommen werden. Früher war das anders. Der Westen setzte sich von sich aus intensiv mit der restlichen Welt auseinander. Ein grosser Teil unserer Literatur, die mündlich überliefert wurde, wurde von Europäern aufgeschrieben und bewahrt, etwa vom Orientalisten Oskar Mann. In der unübersichtlichen digitalisierten Welt des 21. Jahrhunderts braucht es aber mehr, um die internationale Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen. Sonst gehen wir zwischen den täglichen Katastrophenmeldungen der Medien unter.

Wie kann das erreicht werden?
Kurd*innen denken, nur konkrete Politik könne etwas bewirken. Seit 30 Jahren gehen wir in Europa auf die Strassen und rufen Parolen auf Kurdisch. Erreicht haben wir damit nichts. Stattdessen sollten wir Kunst einen höheren Stellenwert geben. Kunst zeigt immer einen Ausweg. Und mit einem guten Film oder einem guten Buch können so viel mehr Menschen erreicht werden als mit einer Demonstration – auch Menschen in Machtpositionen. Denn auch in Europa ist es nicht eine einfache Ladenbesitzerin, welche die Entscheidungsgewalt hat, sondern eine Elite mit wirtschaftlichen Interessen im Nahen Osten. Die einzige Möglichkeit, Kontakt zu dieser Elite herzustellen, liegt in der Kunst.

Kunst ist auch ein zentrales Thema Ihres Romans «Die Stadt der weissen Musiker».
Die Frage «Was kann Kunst?» ist für uns eine sehr drängende, relevante Frage. Es ist sehr wichtig, über Kunst in Zeiten der Diktatur zu schreiben. Kunst ist mit Freiheit, Grenzüberschreitung und Tabubruch verbunden. Kunst ist eine Waffe. Die Kunst kann uns Orientierung, neue Gedanken und Ideale geben. Das sind Dinge, die für uns im Orient sehr wichtig sind.

Ein Beispiel dafür ist, dass Sie in Ihrem Roman die klare Trennung zwischen Opfer und Täter verwischen. Stattdessen beschreiben Sie eine Gewaltspirale.
Genau. Wir Kurd*innen waren Opfer. Aber Hass und Faschismus sind bei allen Bevölkerungsgruppen im Orient präsent – nicht nur bei den Arabern oder Türken. Wir müssen das Problem überall bekämpfen und dürfen uns selbst nicht nur als Opfer sehen. Ich kann die Welt nicht messerscharf in Täter und Opfer aufteilen. Deswegen versuche ich, in meinen Texten, die wunderbaren Seiten der Menschen anderer Nationalitäten aufzuzeigen. Wenn ich glauben würde, die Menschen seien von Grund auf gewalttätig, bräuchte ich gar nicht zu schreiben. Aber so denke ich nicht. Stattdessen versuche ich mit meiner Literatur, anderen dabei zu helfen, den Universalismus zu entdecken. Es gibt eine universale Seite in uns allen, und diese Seite müssen wir stärken.

Bachtyar Ali wurde 1966 in Sulaimaniyya im irakischen Kurdistan geboren. Früh geriet er durch sein Engagement in den Studentenprotesten 1983 mit dem Diktator Saddam Hussein in Konflikt. Kurz nach seiner ersten Publikation, dem Gedichtband «Gunah w Karnaval» (Sünde und Karneval), zog er Mitte der Neunzigerjahre nach Deutschland, wo er bis heute lebt. Mit der Übersetzung seines Romans «Der letzte Granatapfel», die im Unionsverlag erschien, gelang dem Autor im deutschsprachigen Raum 2016 der Durchbruch. Letztes Jahr erschien sein zweiter Roman auf Deutsch: «Die Stadt der weissen Musiker». Bachtyar Ali gilt als einer der bekanntesten zeitgenössischen Schriftsteller des irakischen Kurdistans.

Der letzte Granatapfel
Aus dem Kurdischen (Sorani) von
Ute Cantera-Lang und Rawezh Salim
Unionsverlag
ISBN 978-3-293-20769-1

Die Stadt der weissen Musiker
Aus dem Kurdischen (Sorani) von
Peschawa Fatah und
Hans-Ulrich Müller-Schwefe
Unionsverlag
ISBN 978-3-293-00520-4

SINKING DREAMS

Am 6. August 2015 sinkt vor der libyschen Küste ein Fischerboot mit rund 700 Migrant*innen an Bord. Das Boot reisst 350 Menschen in den Tod, obschon die Rettung greifbar ist. Ein Bericht aus nächster Nähe.

Badr Bodor
Übersetzung aus dem Englischen:
Rosa la Manishe

Wie wir wissen, gibt es für *refugees* zwei verschiedene Wege, «illegal» nach Europa zu gelangen: über die Türkei oder das libysche Meer. Meine Geschichte beginnt in Libyen. Dort habe ich viele Jahre vor der Revolution gegen Qaddafi gearbeitet. Nachdem radikale Muslim*innen die Revolution gestohlen hatten, wurde es schwierig für mich, als Atheist weiter in diesem Land zu leben. Daher entschied ich, vor dem Urteil und der Folter des IS und anderer radikaler Milizen zu flüchten.

Die ägyptisch-libysche sowie die tunesisch-libysche Grenze ohne Erlaubnis zu überqueren, war zu diesem Zeitpunkt sehr schwierig – besonders nachdem ich all meine Dokumente, inklusive meinen Pass, bei einem Angriff auf das Hotel, in dem ich als Küchenchef arbeitete, verloren hatte. Dennoch war für mich der einzige Weg, die Krise hinter mir zu lassen, jemanden zu suchen, der mich per Boot aus dem Land und nach Europa bringen kann. Das war schon früher mein Traum, den ich nur aufgrund der Visa-Bestimmungen und meiner finanziellen Situation in meinem Herkunftsland Marokko nie verfolgen konnte. Dieser Traum lebte aber in all der Zeit in mir weiter: Ich habe nach einem Ort gesucht, an dem ich frei denken und offen sagen kann, dass ich Atheist bin. Es dauerte aber noch ein Jahr, bis ich das Geld und den Transport für die Reise nach Europa organisiert und Schmuggler*innen gefunden hatte, die mich auf eines dieser Boote des Todes bringen. Dann war es endlich soweit.

▼

4. August 2015, Morgen. Über sichere Kommunikationswege erhalte ich einen Plan für die Reise von Bengasi nach Zuwara in Libyen, wo sich die Schmuggler aufhalten. Einer von ihnen ist ein Polizist, der seinem Bruder in dessen Schmuggelaffären hilft. Er und einige andere fahren mich und meinen besten Freund zu einem alten Haus, wo wir auf besseres Wetter auf See warten. Sie nehmen mir als Erstes mein Geld ab – 1500 Euro. Der Polizist sagt uns, dass wir hier warten sollen, bis er den entscheidenden Anruf von seinem Bruder erhält. In einem kleinen Raum warten wir zwei Tage auf diesen Anruf.

Der erste Tag ist wegen der heissen Temperaturen in dieser Stadt äusserst schwierig. Ich spreche mit meinem Freund über unsere Reise und den Mann, den wir getroffen haben. Ist er vertrauenswürdig? Wird er überhaupt zu uns zurückkehren? Was sollen wir auf uns tragen, ein Telefon, persönliche Sachen? Um ehrlich zu sein, haben wir beide Angst davor, was uns erwartet. Wir sagen uns immer wieder, dass die Hälfte der Reise mit der Ankunft in Zuwara geschafft sei, wir müssen nur auf den Anruf warten und in dieses Boot steigen. Das ist alles.

Nach zwei Tagen ruft uns der Fahrer schliesslich an. «Los, wir müssen in einer Stunde an einem bestimmten Ort sein.» Wir packen unser geringes Hab und Gut zusammen, steigen mit verbundenen Augen in einen Wagen mit geschwärzten Gläsern, damit wir nicht sehen können, welchen Weg er fährt. In diesem Moment packt mich das schrecklichste Gefühl, das ich je in meinem Leben hatte. Ich glaube, dass wir getötet werden, so wie wir es aus Geschichten über Migrant*innen gehörten haben, die von den Milizen in Libyen ermordet wurden. Die meisten von ihnen kamen aus Nigeria, Kamerun, Mali …

Doch wir kommen lebend in einem Haus an, das die Schmuggler*innen «Versammlungshaus» nennen. Dorthin bringen sie fast alle *refugees*, die für ihre Reise nach Europa oder Italien bezahlt haben. Als wir ankommen, befinden sich dort bereits etwa 200 Personen unterschiedlichster Nationalitäten. Zwei Männer stehen draussen, zählen ihr Geld und bieten für 70 Euro Rettungswesten für die Reise an. Drinnen sitzen Familien mit ihren Kindern, viele junge Menschen, und niemand weiss, was als nächstes geschehen wird. Ich erkenne mindestens zehn verschiedene Sprachen aus Bangladesch, Palästina, Pakistan, Syrien, Marokko, Tunesien, Algerien, Kamerun, Eritrea, Sudan, Äthiopien … Verschiedene Träume und Probleme schwirren im Geflüster um uns herum. Vereint sind sie durch einen einzigen Gedanken – europäischer Boden als Destination für uns alle. Einige der Migrant*innen haben bereits versucht, mit diesen Schmuggler*innen nach Italien zu kommen, wie ich während des Wartens erfahre. Ich rede einige Minuten mit einem Mann aus Marokko, der mir von seiner letzten Reise ein Jahr zuvor von Bengasi aus erzählt. Die italienische Polizei fand seinen Pass, worauf sie ihn zurück nach Marokko ausschafften. Jetzt versucht er es nochmals – *clean* von jeglichen Dokumenten. Mein Freund sieht mich an und sagt: «Ich glaube, wir sind hier gut aufgehoben, dieser Mann hat es schon einmal gemacht. Mach dir nicht zu grosse Sorgen!»

Ich erkenne mindestens zehn Sprachen aus Bangladesch, Palästina, Pakistan, Syrien, Marokko, Tunesien, Algerien, Kamerun, Eritrea, Sudan, Äthiopien … Verschiedene Träume und Probleme schwirren im Geflüster um uns herum. Vereint sind sie durch einen einzigen Gedanken – europäischer Boden als Destination für uns alle.

▼

Wasser, Zigarette nach Zigarette – das ist alles, was im Moment zählt. Ich beobachte eine syrische Familie mit einem kleinen Kind, das in den Armen seiner Mutter liegt. Sie hat traurige Augen und versucht, ihrem Mädchen mit der Hand Luft zuzufächeln. «Wie lange noch, bis wir abreisen?» Das lese ich aus ihrem Blick. Dieses ganze Leid des kleinen Mädchens … Seine Eltern nehmen das Risiko auf sich, damit nicht nur sie selber eine bessere Zukunft haben, sondern auch ihr Kind.

Niemand hat Hunger oder Appetit, wir warten nur auf die nächsten Schritte. Gegen 18 Uhr kommt die erste Gruppe mit 120 Migrant*innen in einem überfüllten Kühltransporter an. Um 20 Uhr die zweite, ebenfalls 120 Personen, in demselben Wagen, jedoch von einem anderen Haus. Um 21 Uhr folgt die dritte Gruppe: 200 Migrant*innen aus Bangladesch. Zwei Stunden darauf kommt die vierte Gruppe mit 80 Personen in einem anderen Wagen an. Um Mitternacht schliesslich die letzte Gruppe, 120 Personen.

► *Seite 16*

Dann sind alle versammelt: 600 bis 700 Migrant*innen, die alle in einem Fischerboot für maximal 50 Personen reisen sollen. Das bemerken wir erst, als wir an Bord gehen. Erst einmal werden wir von bewaffneten Schmuggler*innen in Gruppen von 50 Personen aufgeteilt und nacheinander in ein kleines Schlauchboot gesetzt, das uns zum Boot bringen wird.

Ich bin zusammen mit meinem Freund in der vierten Gruppe. Als ich auf ihn warte, sehe ich neue Gesichter auftauchen und wieder verschwinden. Sie haben Waffen, Geldbeutel und Kisten, deren Inhalt ich nicht sehen kann, in ihren Händen. Einer der Schmuggler spricht mit dem Kapitän und fordert ihn auf, die Lichter zu bestimmten Zeiten zu löschen oder die Seite zu wechseln, um der libyschen und italienischen Küstenwache auszuweichen. Andere Schmuggler*innen fragen nach übrig gebliebenen libyschen Dinaren oder nach Privatbesitz wie Handys, schweren Taschen, Schmuck … Es dauert zwei Stunden, bis meine Gruppe an Bord des Schlauchbootes geht. Mein Freund sagt zufrieden: «Es geht los!» Zwei Schmuggler hinter uns schlagen mit Kalaschnikows auf jene ein, die zu langsam gehen.

Die Familien nehmen ein anderes Boot für zehn Personen; wenigstens für sie ist an Bord des Fischerboots genug Platz reserviert, damit die Reise für Frauen und Kinder sicherer ist. Eine der Familien kommt aus Palästina, zwei weitere aus Syrien und eine aus Tschad oder Somalia, ich bin mir nicht mehr sicher. Sie erhalten einen Platz im hinteren Teil des Boots, nahe dem Motor, zusammen mit einigen Migrant*innen aus Marokko und Algerien. Ich bin in ihrer Nähe, eingeklemmt zwischen hundert anderen Menschen. Hinter mir sind sicher nochmals 150 bis 200 Personen an Deck – und nochmals hundert ganz oben. Die ersten Migrant*innen, die an Bord gegangen sind, etwa 200 junge Männer aus Bangladesch, wurden unter Deck platziert, wo sie in einem grossen dunklen Raum in der Hocke verweilen müssen und in ihrer Sprache miteinander flüstern. Wir sind schockiert über den Zustand des Bootes. Unabhängig davon, wie viele Menschen dort drin sind: Es ist zu alt, zu klein und bereits beschädigt …

▼

Die Träume von 700 Migrant*innen, die ans andere Ende der See wollen, sind am 6. August 2015 um drei Uhr in der Früh an Bord. Wir beginnen unsere Reise, um Freiheit, Frieden und Sicherheit für das zu finden, was von unseren Leben übrig geblieben ist. Ich sitze neben meinem Freund, vor uns tut sich das schönste Bild auf: der Mond, der rot und orange aus dem Meer auftaucht. Die Farbe der Zukunft in der Finsternis der Nacht. Er stellt die Hoffnung dar, die wir in unser Ziel Europa stecken. Das Boot kommt langsam voran, und wie ich feststelle, hat es ein Loch im Boden, durch das Wasser in den Maschinenraum dringt. Wir sehen, dass einer der Migranten sich deshalb Sorgen macht und einen Schmuggler ruft, um ihn auf das Problem aufmerksam zu machen.

Wer sich bewegt, wird sofort erschossen!

Der Schmuggler kommt maskiert und mit einer Waffe in der Hand auf uns zu und fragt: «Was wollt ihr?». Wir antworten: «Schau nach unten, Wasser dringt ins Boot!», worauf er erwidert: «Wir kommen bald an. Es ist okay, macht euch keine Sorgen!», nur um zu ergänzen, dass wir an unseren Plätzen bleiben und uns nicht bewegen sollen. Dabei kann sich gar niemand bewegen, weil wir so eng aufeinander sitzen; auch ich habe vergeblich gehofft, meine Beine ausstrecken zu können. Einige Mitreisende versuchen zu schlafen, andere wollen unbedingt wach bleiben für den Fall, dass an Bord etwas Unerwartetes geschieht. Doch Schlaf findet in dieser Nacht sowieso niemand: Sobald jemand einschläft, wecken andere sie oder ihn auf, weil ihr oder sein Körper umkippt.

Wir glauben, dass wir unserem Ziel mit jeder Minute näher kommen und versuchen, Hunger und Durst zu vergessen. Die meisten Migrant*innen haben ihre Vorräte aufgebraucht, bevor sie an Bord gingen, weil es an der libyschen Küste so heiss war. Doch wir wollen es durchstehen, bis wir zur friedlichen Küste Italiens gelangen.

▼

Unsere Reise über das Mittelmeer dauert zwölf Stunden. Wir sind müde und erschöpft von der Hitze und den Strapazen des Tages. Mit jeder Stunde, in der die Sonne weiter in den Himmel steigt, büssen wir an Kraft ein, um uns auf unseren Weg konzentrieren zu können. Selbst die Schmuggler lassen uns von ihrer Anspannung wissen: «Wir haben dieses Boot in Tunesien abgeholt und drei Tage lang nicht geschlafen. Macht uns nicht wütend, wir sind gestresst genug. Wer sich bewegt, wird sofort erschossen!» Das ist die erste Warnung. Ich denke darüber nach, was es mit Menschen macht, wenn sie nicht genug schlafen. Drei Tage ohne Schlaf sind definitiv zu viel. Ich höre den Schmugglern weiter zu, wie sie über den Typen sprechen, der ihnen das Boot verkauft hat. Sie sagen, dass er sein Geld schnell brauchen wird, sobald sie ihre Reise nach Italien abgeschlossen haben – sonst würden sie künftig keine Boote mehr von ihm erhalten. Es scheint, als hätten sie bereits Pläne für kommende Migrant*innen.

Wir fahren weiter und durch das Loch im Boden dringt mehr und mehr Wasser ins Boot. Ich sehe, wie die Pumpe des Motors wegen des hohen Wasserpegels den Geist aufgibt. Diese Pumpe hätte dem Wasserproblem entgegenwirken können, doch der Schmuggler sagt wieder nur: «Es ist okay.» Dann bleibt er bei uns stehen, richtet seine vom Schlafmangel geröteten Augen auf uns. Ich sehe jemanden aus der Kabine auf ihn zukommen. Er sieht das Wasser und schreit ihn an: «Was zur Hölle geht hier vor? Das ist nicht gut, das ist nicht gut!» Ich realisiere, dass der Schmuggler, mit dem wir gesprochen haben, unsere Nachricht nicht an den Kapitän weitergeleitet hat. Dieser trommelt sofort einige Freiwillige zusammen, die das Wasser aus dem Boot schöpfen. Er bringt einen Eimer und drückt ihn einem jungen Syrer in die Hände, der sich als erster dazu bereit erklärt hat. Später, am Ende der Reise, wird dieser Mann ertrinken, weil er im Maschinenraum gefangen ist. Er ist ein Held für uns.

Stell dir ein Boot vor, das für 50 Leute gemacht und mit 650 Menschen gefüllt ist.

Es ist neun Uhr morgens, als er beginnt, das Wasser aus dem Boot zu schöpfen. Wir alle wären in diesem Moment gern an seiner Stelle, nur um unsere Körper bewegen und das Blut zirkulieren lassen zu können, nachdem wir sechs Stunden in der Hocke verharrt haben. Doch wir warten, bis er müde wird und seine Mission an jemanden weitergibt. Ein Freund aus Marokko ersetzt ihn nach etwa einer Stunde. Dann überlegen wir, ob wir eine Menschenkette bilden sollen, um so schnell wie möglich zu sein. In dieser Zeit verflucht der Kapitän den Schmuggler, der ihn nicht informiert hat, und versucht erfolglos, die Pumpe zu reparieren.

▼

Nach drei Stunden sieht die Situation nur schlechter aus. Wir kommen immer langsamer voran, der alte Benzinmotor gibt allmählich auf. Immerhin haben wir inzwischen die libysche Seegrenze hinter uns gelassen. Der Kapitän nimmt ein Thuraya-Telefon zur Hand, mit dem er

Illustration: *Sinking Dreams*, Itziar Tesán

über Satellit von überall kommunizieren kann. Ich sehe, wie er wieder und wieder versucht, einen Anruf zu tätigen. Alle hoffen, dass jemand in Italien seine Anrufe entgegennimmt, doch lange hat er kein Glück – bis wir ihn irgendwann ins Telefon sprechen hören. Er gibt unsere Koordinaten durch, die er an einem kleinen GPS abliest. In dem nur zweiminütigen Gespräch gibt er die Richtung an, damit uns jemand aus der Mitte der See retten kann. Dann ruft er in die Runde: «Alles wird gut! Ein Schiff der irischen Marine ist nur eine Stunde von uns entfernt, und es wird alle nach Italien bringen. Also bleibt ruhig, bis es bei uns ist. Bleibt auf jeden Fall auf euren Plätzen.»

«Ahhh …!» Das ist die beste Nachricht der gesamten Reise für die meisten Migrant*innen an Bord. Dennoch haben wir noch immer dieses Leck im Boot, das uns alle den Tod bringen könnte. Die Leute sind extrem erschöpft und durstig nach Wasser und Freiheit. Ein Mann aus dem Senegal spricht auf Französisch den Schmuggler an, der uns in Schach hält, und fragt ihn, ob er helfen könnte, das Wasser zu schöpfen, bis das Kriegsschiff bei uns ist. Eigentlich kann er einfach nicht länger an seinem Platz bleiben. Der Schmuggler richtet seine Pistole auf ihn und schreit ihn an: «Runter, oder ich erschiesse dich!» Es ist zu spät für den Senegalesen, sich wieder hinzusetzen, weil der Raum zwischen den Leuten zu eng ist und sein Platz sofort von Nachbar*innen eingenommen wird. Also antwortet er: «Okay, kein Problem… Aber ich kann mich nicht setzen. Ich kann mich nicht setzen.» Das sagt er immer und wieder. Stell dir ein Boot vor, das für 50 Leute gemacht und mit 650 Menschen gefüllt ist! Er hat keine Chance, sich wieder zwischen uns zu zwängen. Der Schmuggler wird immer wütender, geht mit einem Schraubenzieher auf den *refugee* zu und setzt zum Schlag an, um ihn in seinen Kopf zu rammen.

Der Schmuggler wird immer wütender, geht mit einem Schraubenzieher auf den refugee zu und setzt zum Schlag an.

Der *refugee* schützt seinen Kopf mit der Hand, damit sich der Schraubenzieher nicht in sein Gehirn bohrt. Ich sehe mit eigenen Augen, wie der Schraubenzieher die Hand unseres senegalesischen Freundes durchdringt und Blut wie eine Fontäne aus seiner Hand spritzt. Konfrontiert mit dem Verhalten des Schmugglers werden wir wütend. Der Senegalese wiederum wird so wütend, dass er den Schmuggler zusammenschlagen will. Nur die Waffe in dessen Hand hindert ihn daran. Ich ziehe mein T-Shirt aus und spreche ihn auf Französisch an: «Nimm das, um deine Wunde zu verbinden. Sprich nicht mit dem Schmuggler, er ist verrückt und gestresst. Er könnte dich wirklich erschiessen!» Mein Freund sowie andere Migrant*innen reden ebenfalls auf ihn ein, doch er blickt weiterhin zornig in die Augen des Schmugglers. Ich denke, in diesem Moment steht er wegen der Verletzung an seiner Hand und all dem Blut unter Schock. Das Beste, was dem Schmuggler einfällt, ist uns zu sagen: «Das ist eine Lektion für euch alle. Bewegt euch, und ich erschiesse euch!» Wir schaffen einen (eigentlich unmöglichen) Raum zwischen ihm und dem senegalesischen Mann, um einen Mord an Bord mitten im Nirgendwo zu verhindern.

Der Kapitän und alle anderen sind mit dem Wasser beschäftigt. Nach einer Dreiviertelstunde klingelt wieder das Handy: Das irische Marineschiff wird uns an die italienische Küste bringen. Der Kapitän sagt uns, dass das Schiff bald da sein wird. Das Wichtigste sei jetzt, Ruhe zu bewahren und sich nicht zu bewegen, bis alle eine Rettungsweste haben. Wir sind aufgeregt ob dieser Neuigkeit – endlich werden wir gerettet! Viele beginnen, zu Gott zu beten. Die meisten sind Christ*innen und Muslim*innen. Ich bete zu diesem Zeitpunkt zu meiner Freiheit, weil kein Gott seine Anhänger*innen so leiden lassen kann, und auch weil ich den Ausgang der Geschichte noch nicht kenne, bis wir auf diesem wunderbaren Kriegsschiff sind. Mein Retter ist dieses Schiff, nicht Gott.

► *Seite 18*

Gefühle des Glücks und der Angst vor dem Loch im Rumpf, durch das nach wie vor Wasser dringt, mischen sich. Dann macht das Boot plötzlich keinen Wank mehr; der Kapitän hat den Motor ausgeschaltet, nachdem er weit, weit weg das irische Schiff erkannt hat. Dann geschieht die Katastrophe. Als die Leute begreifen, dass das Schiff auf uns zukommt, beginnen sie sich zu bewegen. Einige von ihnen wollen sich umsehen und sicher gehen, dass es wirklich da ist. Wenn wir das Gewicht von 700 Migrant*innen, ihre Gefühle der Aufregung und das Loch im Boot berücksichtigen – diese Faktoren reichen aus, um inmitten des Mittelmeers die grösste Katastrophe auszulösen.

Zuerst sehen wir, wie das Kriegsschiff auf uns zukommt, und wie ein kleineres Boot mit einer Besatzung von Soldaten zu Wasser gelassen wird und in unsere Richtung steuert. Ich spüre das Wasser bereits an meinen Füssen, als alle aufstehen und Panik ausbricht. Von den 200 Migrant*innen, die unter Deck sind, wissen wir nichts. Jene 300 an der Oberfläche beginnen, sich um die Stabilität und das Gleichgewicht des Bootes zu sorgen. Menschen hinter mir beginnen zu schreien, als das Wasser auf ihrer Seite einen kritischen Pegel erreicht. Der Schmuggler und der Kapitän schreien nur immer wieder: «Setzt euch hin, setzt euch hin!», doch es ist offensichtlich, dass das Boot voller Wasser ist und sich niemand mehr setzen würde, und dass in der Bestürzung und bei all den Schreien niemand mehr klar denken kann. Das Boot sinkt langsam, und das Rettungsteam des irischen Marineschiffs ist noch weit weg von uns, vielleicht zwei Minuten Fahrzeit. Ich sehe durch den Nebel des Meeres, wie sie so schnell wie möglich auf uns zukommen. Doch es ist zu spät.

▼

Als das Wasser die Füsse einiger *refugees* berührt, beginnen sie, sich auf eine Seite des Bootes durchzuschlagen, etwa hundert Menschen, von denen ich glaube, dass sie aus Bangladesch kommen. Ich erinnere mich, wie sie sich alle zur selben Zeit auf die gleiche Bootsseite zubewegen, um zu sehen, wie nahe die Rettung ist. Dann kippt das Boot auf die linke Seite, und ich sehe, wie andere Migrant*innen sofort zur rechten Seite hechten, um das Gleichgewicht wiederherzustellen. Es ist aber schon zu viel Wasser an Deck, und durch das Kippen des Bootes dringt nur mehr Wasser hinein. Fünf Sekunden Ungeduld, Angst und Panik lassen uns inmitten des Meeres kentern.

Der Schmuggler ruft aus: «Scheisse, wir werden alle ertrinken!» und springt als erster von Bord. Die Migrant*innen nahe an den Seiten des Bootes folgen ihm kurz darauf. Für die vielen anderen ist die Zeit jedoch zu knapp, um dem eigenen Ertrinken und diesem katastrophalen Moment zu entkommen. Bis heute kann ich nicht aufhören zu weinen, wenn ich mich an diesen Moment erinnere, selbst jetzt, als ich diese Zeilen niederschreibe. Familien, junge Menschen, Kinder ertrinken, werden getötet durch den Geiz einiger Schmuggler*innen.

Das Gewicht meiner Mitmenschen zieht mich unter Wasser.

Das Boot kippt weiter auf die linke Seite, bis der Rumpf ganz an der Wasseroberfläche ist. Ich befinde mich in der Mitte, mein Freund ist in meiner Nähe, und wir stecken zwischen anderen Migrant*innen fest, sodass wir nicht ins Wasser springen können. Das Gewicht meiner Mitmenschen zieht mich unter Wasser. Ich versuche, etwas zu greifen, das mich zurück an die Wasseroberfläche bringt, doch die Schwerkraft des Bootes zieht mich weiter unter Wasser. Ich greife nach der Hand meines Freundes, um ihn vor dem Untergang zu retten, doch das Gewicht der Menschen über ihm ist zu gross. Unter Wasser sehe ich, wie er langsam mit anderen Migrant*innen ertrinkt. Als ich verstehe, dass es für ihn keine Chance mehr gibt, schwimme ich nach oben, widerstehe der Schwerkraft und schaffe es an die Oberfläche. Unter Schock spüre ich als erstes den Geschmack von Benzin in meinem Magen. Das Öl des gesunkenen Boots schwimmt auf der Wasseroberfläche. Es wird an diesem Tag zu einem der grössten Verursacher des Todes. Ich kann zuerst nichts sehen, weil es in meinen Augen brennt. Nach einigen Sekunden an der Oberfläche erblicke ich das grauenerregendste Bild meines gesamten Lebens. Hunderte Migrant*innen schreien und ersticken wegen des Benzins an der Oberfläche des Wassers.

▼

All das geschieht in nur dreissig Sekunden. Das Rettungsboot kommt an, als die meisten von uns bereits auf dem Meeresgrund liegen. Andere kämpfen weiter, um so lange wie möglich an der Wasseroberfläche zu bleiben. Ich sehe, wie ein Migrant einen anderen unter Wasser zieht, weil er nicht schwimmen kann. Tod folgt auf Tod. Jemand schwimmt auch auf mich zu, doch ich kann ihm nicht helfen, wir würden zusammen untergehen. Er versucht, sich an mir festzuklammern, doch ich entkomme ihm durch einen Schlag ins Gesicht. Er erwischt schliesslich jemand anderen, und ich sehe, wie beide sterben. Welch eine grauenvolle Erinnerung.

Ich suche nach einem Stück Holz oder Ähnlichem, das an der Oberfläche schwimmt. In einiger Entfernung hält sich ein Mann aus Marokko an einer Tür des Bootes fest. Durch tote Körper schwimme ich auf ihn zu. Zusammen versuchen wir, so viele Menschen wie möglich zu retten, am Schluss sind es zehn, die durch diese Tür gerettet werden. Zwei Minuten später beginnt das Rettungsteam, Frauen und Kinder aus dem Wasser zu bergen.

Wer schwimmen kann, muss warten, bis die Crew jene gerettet haben, die nicht schwimmen können. Es dauert eine Stunde, bis sie zu uns und zur uns haltenden Tür gelangen. Einige von uns sind bis dahin so müde geworden, dass sie aufgegeben haben und gestorben sind. Derweil ist bereits ein anderes Schiff angekommen, um die Rettung zu unterstützen. Aber die Rettung von wem?! Fast die Hälfte der Migrant*innen ist gestorben, 200 bereits im Boot, weitere 100 wegen des Benzins oder der Erschöpfung. Insgesamt sind 350 Menschen Opfer dieser Tragödie geworden. Später werde ich die geretteten Migrant*innen an Bord des Kriegsschiffes wiedersehen und feststellen, dass wir nur etwa 300 Überlebende sind.

Bevor ich mit fünf anderen, die sich noch am Holz festklammern, gerettet werde, kommt das Team auf uns zu und fragt, ob wir okay seien. Wir antworten: «Ja, aber wir sind alle so schwach, wir haben keine Kraft mehr!» Sie geben zurück: «Haltet durch. Wir bringen euch bald auf ein Schlauchboot.» Dieses kommt nach etwa einer Stunde, wir sind die letzten, die gerettet werden. Wir klettern hektisch an Bord, erst dann kann ich zu mir sagen: «Hab keine Angst mehr, Badr, atme tief durch.»

Vom Schlauchboot aus suche ich nach etwas Trinkbarem und entdecke ein einjähriges Mädchen, das tot im Wasser treibt. Ich nehme sie in meine Arme und weine für sie und ihre Familie aus Syrien. Ich habe sie kennengelernt, bevor wir in Libyen aufgebrochen sind. Auch ihr Vater starb in der See. Ich weiss nicht, wie ich meine Gefühle in diesem Moment ausdrücken könnte, doch ich bin wütend auf die Familie. Wie konnten sie ein kleines Kind auf diese tödliche Reise durch das Meer bringen? Sie zu beschuldigen wird das Kind nicht ins Leben zurückbringen. Es war die Diktatur in Syrien, die sie dazu zwang, diese lebensgefährliche Reise nach Europa auf sich zu nehmen. Dieses Bild verfolgt mich bis heute in meinen Träumen. Ich nehme Medikamente, die mein

Psychiater mir verschrieben hat, damit ich nicht jede Nacht von diesen Träumen aufwache, doch normal schlafen kann ich seither nicht mehr.

«Ist das dein Kind?» Ich antworte: «Nein, ich habe sie tot gefunden», und er murmelt: «Gott, habe Gnade mit ihr.»

Um die Geschichte fortzusetzen: Das Rettungsschiff kommt also gemeinsam mit einem zweiten Schiff, das einen Helikopter an Bord hat. Dieser Helikopter schwebt im Moment unseres Ertrinkens über uns, ich vermute, es ist die italienische Küstenwache. Darin sitzen zwei Personen mit Kameras, um die Szene mit dem Chaos aus Leichen, Dingen, Taschen, Geld, Kleidern, Schuhen festzuhalten, die im Wasser treiben … Träume sinken an diesem Tag auf den Meeresgrund, Leben und die Hoffnung, es ans europäische Ufer zu schaffen. Jene Migrant*innen, welche die Tragödie überlebt haben, können nicht glauben, was geschehen ist, bis sie an Bord des Kriegsschiffes sind. Nach fünfzehn Minuten im Schlauchboot nimmt das Rettungsteam uns zum grossen Schiff. Sie haben einen Arabisch-Übersetzer dabei, der uns fragt: «Sprecht ihr Arabisch?» Wir rufen: «Ja!», dann fragt er mich persönlich: «Ist das dein Kind?» Ich antworte: «Nein, ich habe sie tot gefunden», und er murmelt: «Gott, habe Gnade mit ihr.» Dann erklärt er uns Schritt für Schritt, wie wir an Bord des grossen Schiffes gelangen. Wir steigen in ein weiteres Rettungsboot um, und um 14 Uhr stehen wir endlich an Bord des Marineschiffs.

▼

Mein öl- und salzbedeckter Körper brennt von der Sonne und der Hitze. Das Rettungsteam versorgt uns alle paar Minuten mit Wasser. Die Menschen an Bord stehen immer noch unter Schock und haben überall Verletzungen. Ich nähere mich einem Soldaten der Crew und frage nach den Leichen im Innern des Schiffs, doch er will mich nicht hineinlassen. Ich habe gehofft, wenigstens den Körper meines Freundes wiederzusehen. Schliesslich sagt er mir, dass ich ihn suchen könne, sobald wir in Sizilien angekommen sind. Ich glaube nicht, dass er sich dort drin befindet, aber ich will unbedingt nachschauen, ob er unter den geborgenen Toten ist – oder vielleicht sogar noch lebt …

Dann gehe ich auf andere Überlebende zu, spreche mit ihnen und versuche, etwas Ruhe zu erhalten nach alldem, was wir durchgestanden haben. Wasser ist das einzige, was wir in den nächsten Stunden erhalten. Eine Pflegerin arbeitet an den akuten Fällen, allen voran der senegalesische Mann, dessen Hand vom Schraubenzieher verletzt wurde. Auf die Frage, was geschehen sei, zeigt er sofort auf den Schmuggler, der sich auch an Bord befindet. Ich drehe mich um, um zu sehen, auf wen er zeigt – die Schmuggler, dieser Abschaum, verstecken sich zwischen den Migrant*innen! Sie haben alle überlebt. Vier Soldaten der Crew kommen auf uns zu, und wir beginnen sofort zu erklären: «Das sind die Schurken. Sie haben uns umgebracht!» Die Crew verhaftet sie auf der Stelle und fragt uns, ob noch mehr Schmuggler*innen hier seien, worauf wir verneinen. Sie bringen sie ins Innere des Schiffs. Danach sehen wir sie nicht wieder, bis sie schliesslich in Sizilien das Schiff als erste verlassen, begleitet von italienischen Polizist*innen.

Die Reise geht an Bord des Kriegsschiffes weiter. Es dauert zwei Tage, bis wir auf der italienischen Insel ankommen. Das Schiff steuerte eigentlich die italienische Küste an, musste aber wegen des anderen Schiffes, das uns zu Hilfe kam, für einige Stunden halten. Dieses hatte ebenfalls 50 gerettete Migrant*innen an Bord, und es wurde entschieden, alle auf dasselbe Schiff zu bringen. Zuletzt sind wir etwa 350 von insgesamt 700 Migrant*innen, die das Desaster überlebt haben.

▼

Die Menschen an Bord haben verweinte Augen und gebrochene Herzen. Wir sind alle schwach und traurig, und egal wen wir fragen, wie es ihm oder ihr geht, die Antwort lautet immer: «Ich habe meinen Freund verloren.» – «Ich habe meine Frau verloren.» – «Ich habe meine Kinder verloren.» Wer wie ich alleine unterwegs ist, liegt untätig herum, trotz Benzin und Salz auf unserer Haut, da wir es mangels Wasser an Bord nicht abwaschen können. Wir erhalten kleine Tassen mit ungesalzener Pasta. Wir sind hungrig nach allem, doch die Crew sagt uns, dass sie nicht genug Vorräte an Bord haben und wir warten müssen, bis wir Italien erreichen. Zwei Tage auf See – manche*r hat das Gefühl zu verhungern. Wir können uns nicht mehr rühren, weil uns die Energie fehlt, sei es um die Toilette aufzusuchen oder einfach ein paar Schritte zu gehen. Wir sitzen und warten, bis wir die Insel der Träume erreichen. Sizilien ist alles, woran wir denken.

Dort kommen wir irgendwann an, es werden Fotos von uns gemacht, Personalien aufgenommen. Wir erhalten Sandwiches mit Butter und Konfitüre und Wasser in Plastikbeuteln. Die nächste Destination: Mailand, 24 Stunden mit dem Bus von Sizilien entfernt. Dort werden wir ins Camp des Roten Kreuzes gebracht, nur damit uns erklärt wird, dass wir bleiben oder aber irgendwohin gehen können, wohin wir wollen. Ich habe bereits geplant, nach Schweden zu reisen, werde aber in Chiasso an der italienisch-schweizerischen Grenze abgefangen. Hier nehmen die Behörden meine Fingerabdrücke, weshalb ich nun in der Schweiz feststecke. Ich ersuche hier Asyl, als Atheist, der von der religiösen Unterdrückung in seinem Land Marokko geflüchtet ist. Das ist nun fast zwei Jahre her – inzwischen gelte ich als «illegal».

In Erinnerung an die Tragödie des 6. August 2015. Wir sind alle Migrant*innen … Eure Träume bleiben in meinem Herzen. Ich werde euch nie vergessen.

Anmerkungen der Übersetzerin

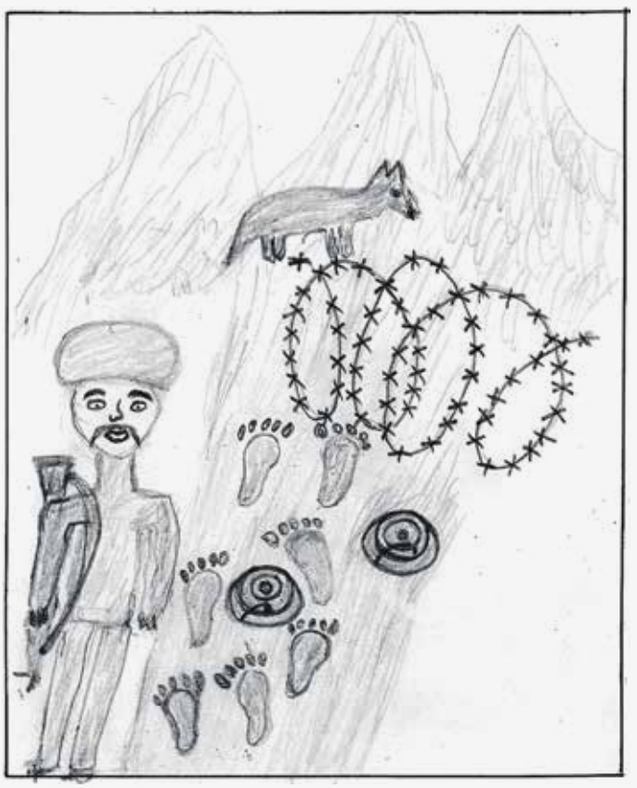
Abweichungen vom englischen Originaltext sind mit dem Autor abgesprochen.

Der Autor lehnt Kategorisierungen nach Nationalitäten, wie sie in diesem Text erscheinen, entschieden ab. An dieser Stelle hält er sie nach bestem Wissen fest, in der Hoffnung, dass Angehörige der am 6. August 2015 Getöteten sich vorstellen können, was mit ihren Verwandten, Freund*innen und Geliebten geschehen ist.

Badr Bodor wurde am 4. August 2017 gewaltsam von den Schweizer Behörden nach Marokko ausgeschafft. Er sagt heute, dass diese Ausschaffung für ihn viel schlimmer war als die hier beschriebene Reise, weil sie seine Fluchtmotive und die erlebte Gewalt und Todesgefahr auf dem Mittelmeer für nichtig erklärt hat. Über diese Ausschaffung hat er ebenfalls einen Text geschrieben («Chronik einer Ausschaffung»), der unter www.papierlosezeitung.ch zu lesen ist.

DIE WELT IST ZU KLEIN UND ÜBERALL GEGEN MICH

IN DER HEIMAT



AUF DER FLUCHT

ANHÖRUNG

IN DER ASYLUNTERKUNFT IN EINEM ABGELEGENEN DORF

Ronan Ahmad

Die beiden Comics sind im Rahmen eines Workshops mit dem indischen Comic-Künstler Sharad Sharma an der ASZ entstanden.

GRAND MOTHERLAND
IN A LAND CALLED "SPAIN", ONE REGION STRUGGLED FOR INDEPENDENCE ME ∞ MY FAMILY...
WE ARE IN SPAIN SPEAK SPANISH
WE ARE IN CATALONIA SPEAK CATALAN
YOU SHOULD DECIDE WHICH MOTHERLAND IS YOURS
MMMM... BUT WHAT DOES MOTHERLAND MEAN?
I DECIDED TO DO SOME RESEARCH IN THE LIBRARY.
HERE IT IS!
"YURT" MEANS IN TURKISH MOTHERLAND AND A TENT USED BY NOMADIC TRIBES
IS PORTABLE!
TURKISH DICTIONARY
EUROPE
WORLD HISTORY
AND WE WENT FOR NEW ADVENTURES WITH MY MOTHERLAND IN MY BAG...
WWW.ITZIARTESAN.COM
ITZIAR

ÜBER DIE GRENZEN DER WELT

Sreten Ugričić ist Autor und Philosoph. Er leitete die Serbische Nationalbibliothek, bis er aus politischen Gründen das Land verlassen musste. Heute lebt er in Zürich, wo er einen Deutschkurs an der Autonomen Schule Zürich besuchte. Im Interview erzählt der ehemalige Bibliothekar, was er hier gelernt hat und warum es besser ist, eine Utopie zu verfolgen, statt einer vermeintlichen Realität zu erliegen.

Nena Morf und Lukas Tobler

«Er lebt in Serbien. Das Leben ist Ausland. Nur die Vorstellungskraft ist Heimat.» Mit diesen Worten schliessen die biographischen Angaben in den meisten der neun Bücher von Sreten Ugričić. Der erste der drei Sätze ist heute nicht mehr wahr. Sreten unterzeichnete 2012 einen Aufruf des *Serbischen Schriftsteller-Forums*. Es ging dabei um die freie Meinungsäusserung eines als Terroristen diffamierten montenegrinischen Schriftstellers. Daraufhin verkündete der serbische Innenminister, Sreten Ugričić könne die freie Meinungsäusserung und die Menschenrechte verteidigen, aber nur vom Gefängnis aus. Sreten Ugričić wurde entlassen und verliess Serbien, wo er nach wie vor als Terrorist bezeichnet wird, in Richtung Schweiz. Seit 2016 arbeitet er nun an der Universität Luzern an seiner Dissertation.

Die Schweiz als Falle: «Ist die Utopie zugleich eine perfekte Anti-Utopie?»

Sreten Ugričić beschäftigt sich intensiv mit alternativen politischen und gesellschaftlichen Denkweisen. In der Schweiz, die er als ehemaliger «Writer in Residence» schon länger kennt, sieht er das kapitalistische System in «seiner höchsten Form». Gerade hier habe die Imagination einen schweren Stand. In seinem Text «Die beste aller Welten?», über die Stadt Zug fragt der Schriftsteller deshalb: «Ist die Utopie zugleich eine perfekte Anti-Utopie?». So hält Sreten Ugričić etwa unsere vermeintliche Neutralität für gefährlich. Weshalb? Und wie nimmt der ehemalige Kursteilnehmer die ASZ wahr, die den Grundsatz hat, dass gerade Bildung nicht neutral sein kann? Im Interview mit der *Papierlosen Zeitung* denkt er über die Grenzen der Realität nach – und macht Lust, sie zu überschreiten.

Du hast zwei Jahre lang an der ASZ Deutschkurse besucht – wie hast du die Schule und diese Zeit erlebt?

Die ASZ ist definitiv sehr viel mehr als einfach eine Schule, an der man kostenlos Deutsch lernen kann. In den Kursen kommen Menschen aus allen Himmelsrichtungen zusammen, die nirgendwo so richtig hingehören, die entwurzelt wurden. Mit diesen Menschen fühle ich mich verbunden. Wir sind alle Outsider und es ist gut, ein Outsider unter anderen zu sein – auch wenn das zuweilen weniger romantisch ist, als es klingt.

Was hast du an der ASZ gelernt?

Das Wissen, das ich mir an der ASZ angeeignet habe, ist sehr vielfältig – ich habe während der Deutschkurse auch viel über Menschen und Beziehungen gelernt. Die Zeit an der ASZ war für mich eine Inspirationsquelle. Klar: Teilweise herrschte ein Durcheinander, und ich brauchte Geduld – mit mir selbst und den anderen. Noch kann ich kein Deutsch, aber zurzeit schreibe ich meine Dissertation auf Serbisch und im Alltag spreche ich Englisch. Weil ich weiss, dass ich ganz in die deutsche Sprache eintauchen müsste, um sie zu lernen, genau das aber mein Schreiben (auf Serbisch) blockiert, habe ich jetzt erst einmal mit dem Deutschkurs an der ASZ aufgehört.

Die ASZ vertritt etwa die Überzeugung, dass Bildung niemals neutral sein kann. Kannst du dich mit dieser Denkweise identifizieren?

Ja, ganz klar: Gesetze, Institutionen, Bildung, Sprache, Internet – sie alle scheinen neutral, transparent und objektiv zu sein. Das ist gefährlich. Wer meint, etwas sei neutral, erkennt die Illusion nicht, welche die Interessen der dominanten Klasse verbirgt – und erliegt ihr. Einer Illusion zu erliegen bedeutet, an die Grenzen einer vorgegebenen Realität zu glauben. Aber die so genannte Realität ist nur die Falle der Illusion, gemäss der es keine Illusion gibt. Diese Falle schnappt nicht nur in der Schweiz zu, aber hier ist es offensichtlicher als anderswo: Fast niemand kann sich hier in diesem vermeintlich vollkommenen System vorstellen, dass es ausserhalb von dem, was als Realität bezeichnet wird, noch Alternativen gibt. Aber es sollte immer möglich sein, sich etwas anderes vorzustellen.

Siehst du die ASZ als Beispiel für ein Projekt, das solche Alternativen vorstellt? Oder unterliegt sie der Schweizer Falle?

Die Ziele der Autonomen Schule Zürich, soweit ich sie überhaupt überblicken kann, sind utopisch, also nicht umsetzbar – nicht in diesem Land, nicht in dieser Zeit, nicht in dieser Gesellschaft. Aber genau das ist wertvoll. Warum? Die Utopie versucht die Falle der Illusion – die vermeintlich unveränderliche Realität – zu überwinden. Das Ziel muss immer sein, über das vermeintlich Mögliche hinaus zu denken und zu handeln. Dazu brauchen wir mehr Vorstellungskraft. Und Mut. Allerdings besteht natürlich das Risiko, dass die ASZ die Grenzen des Systems nicht überwinden kann, sondern stattdessen das System stützt, gegen das sie kämpft. Denn sie erweckt den Eindruck: Wenn hier eine solche Schule möglich ist, dann gibt es ja scheinbar keine Einschränkung durch das System.

An der ASZ dreht sich viel um Sprache. Was kann sie dazu beitragen, die politische Realität zu verändern?

Worte sind Instrumente, welche die Grenzen der sogenannten Realität festigen. Um es mit Wittgenstein zu sagen: Die Grenzen der Sprache sind die Grenzen der Welt. Durch die Veränderung unserer Sprache verändern wir unsere Vorstellungskraft – und unsere Vorstellungskraft ist zentral, wenn wir die Welt verändern wollen. Anstatt eine unveränderbare Welt zu beschreiben, kann Sprache die erste Bedingung sein für das Entstehen einer anderen Welt.

An den unbekannten Helden
Dittrich Verlag
Taschenbuch, 2011
ISBN 978-3-937717-66-1

ABENDSCHULE IMPORT

Gesellschaft: Mode im Senegal, mit Marème Silva

Literature: Fairy-Tale of Art, Emergence of ineffable, mit Sreten Ugričić

Aviatik: Technische Grundlagen zur Flugzeugwartung im Iran und international, mit Safoura Bazrafshan

Kunst: Storytelling in der Fotographie, mit Milad Ahmadvand

Fotos: Milad Ahmadvand und Olaf Brachem

Was für ein Wissen bringen Geflüchtete eigentlich mit? Was können andere von ihnen lernen? Und lässt sich so vielleicht die Differenz Geflüchtete/Einheimische anders betrachten?

Andreas Liebmann

Die «Abendschule Import» möchte Wissen zum Vorschein bringen, das sonst wenig sichtbar wird. Sie bietet eine Plattform, auf der sich Geflüchtete und Einheimische in fachlichen Auseinandersetzungen begegnen können. Im Zentrum steht der Austausch über ein Fachgebiet.

Eine Schwierigkeit für Geflüchtete ist, dass sie fast ausschliesslich als «Flüchtlinge» wahrgenommen werden – als ob das der zentrale Bestandteil ihrer Identität wäre. Vor ihrer Flucht waren sie aber alles andere als das – sie waren Lehrer*innen, Journalist*innen, Bauern und Bäuerinnen, Musiker*innen, Ärzt*innen und vieles mehr. Ihre Berufe, in denen sie in ihren Herkunftsländern Leidenschaft, Wissen, Können und soziale Kontakte entwickelt haben, spielen in der Schweiz und anderswo plötzlich keine Rolle mehr. Ihre Abschlüsse werden in vielen Fällen nicht anerkannt und der Zugang zu weiten Teilen des Arbeitsmarkts und der Bildungsinstitutionen bleibt ihnen aufgrund vieler Vorurteile und bürokratischer Hindernisse verschlossen. Hier möchte die *Abendschule Import* Gegensteuer geben. Ihr emanzipatorisches und politisches Potential besteht darin, Geflüchtete einzuladen, ihre Fähigkeiten zu formulieren und zur Verfügung zu stellen, statt ihnen vor allem Integrationspflichten aufzubürden.

Die nächsten Kurse finden vom 5.–7. Juni 2018 im Fabriktheater der Roten Fabrik statt.

Weitere Informationen auf www.abendschule-import.ch

KURSPROGRAMME, VERANSTALTUNGEN UND NEUIGKEITEN DER ASZ

www.bildung-fuer-alle.ch www.facebook.com/AutonomeSchuleZh (Twitter) @aszbfa

DIE URBANISIERUNG RÜCKT DIE WELT NACH LINKS, DESHALB MUSS DIE LINKE DIE FÜHRUNG ÜBERNEHMEN

Von der neolithischen Revolution bis zum Widerstand gegen Trump: Ein historisch-politischer Essay über die weltgeschichtliche Rolle der grossen Städte

Addis M.
Übersetzung aus dem Englischen: Michael Schmitz

Als die Menschen noch Jäger*innen und Sammler*innen waren, war das Leben auf der eurasischen Platte und in einigen Teilen Afrikas fast unmöglich. Die Gemeinschaften waren dauernd von einem Ort zum anderen unterwegs. Die Männer folgten den grösseren Wildtieren, um sie zu jagen – zum Teil tagelang oder über längere Zeitabschnitte. Die zurückgelassenen Frauen erledigten die meisten Arbeiten, von Kinderbetreuung bis zum Sammeln von Körnern, Samen, Nüssen, Früchten, Wurzeln, Eiern oder Raupen. Manchmal jagten sie in der näheren Umgebung.

Die Entdeckung des Getreides und der Haustierhaltung führte die Menschen zu einem neuen Zeitalter der Ackerbau- und Hirtengesellschaften.

Dank der Landwirtschaft wurde das Leben der Menschen besser und einfacher als bei den Jäger*innen und Sammler*innen. Die wachsenden Bäuer*innengemeinschaften begannen kleine Dörfer zu bauen, die im Laufe der Zeit zu Städten wurden. Manchmal führte die Nahrungsmittelknappheit zu Konflikten. Die Menschen kamen zum Konsum durch Jagd, die durch die Tötung von anderen Leben eine Form der Gewalt darstellt. Infolgedessen zögerten sie jetzt nicht, für ihre eigenen Überlebenschancen auch Gewalt gegen ihre Artgenoss*innen anzuwenden. Die Städte waren Enklaven, die gegen Feinde verteidigt werden mussten. Aber sie halfen auch den umliegenden Dörfern, ihre Güter auszutauschen. Dies führte zu einem neuen Typ von Reichtum in den Städten, der auf Handel basierte, und die Bevölkerung begann zu wachsen. Aus diesen kleinen Städten stiegen die ersten Prototypen von Nationen oder Reichen empor. Einige von ihnen wurden zu grossen Reichen oder Zivilisationen.

Viele Städte stiegen im Lauf der Geschichte auf und wurden durch menschengemachte oder natürliche Katastrophen wieder zerstört. Aber das städtische Zusammenleben ermöglichte immer weitere Lernschritte. Der Einfluss der Städte auf Kultur, Architektur und Politik war enorm. In einigen Fällen hielt dieser Einfluss sogar an, nachdem sie ihn in Kriegen verloren hatten und zerstört wurden. Sie waren nicht nur wirtschaftliche Drehscheiben, wie es die Archäologie und historische Dokumente zeigen. Vor allem waren sie politische und kulturelle Zentren. In diesen Städten lebten nicht nur Könige, Kaiser und deren Leutnants, auch die Häuser der Götter und Göttinnen waren dort. Von diesen Städten aus machten die König*innen und Kaiser*innen ihre Macht sogar in weit entfernten Dörfern spürbar – bei Leuten, die nie einen Fuss in diese Städte gesetzt hatten.

Von den Städten aus starteten die politischen und sozialen Revolutionen.

Seit der industriellen Revolution sind diese Städte nicht nur Handels- und Finanzzentren. Sie wurden auch zu Zentren der Produktion, und der Reichtum der Nation begann, sich dort zu konzentrieren. Diese Transformation verlangte nach mehr Arbeitskräften. Deshalb begannen Leute aus ländlichen Regionen in die Städte zu migrieren, um Arbeit und ein besseres Leben zu finden. Dies führte zur Urbanisierung.

Von den Städten aus starteten die politischen und sozialen Revolutionen. Dort organisierten sich die Arbeiter*innen zuerst und kämpften für ihr Recht, die Arbeitsprodukte mit der kapitalistischen Klasse zu teilen. Die Folge war ein politischer Konflikt mit dem alten feudalen Establishment und mit der neuen herrschenden Klasse. Gewerkschaften und Intellektuelle setzten sich ihnen entgegen. Später schlossen sich Bäuer*innen an. Die Arbeiter*innen der Welt begannen sich nicht alle gleichzeitig in jeder Stadt, in jedem Land oder Kontinent zu organisieren. Aber der Grund, sich zu organisieren und zu kämpfen, war überall derselbe. Zwar wurden ihre Revolutionen von machthungrigen Individuen und Gruppen gekapert, und vielleicht haben sie nicht alle fundamentalen Rechte erreichen können. Aber ihre Kämpfe halfen nächsten Generationen, politisch und wirtschaftlich voranzukommen, und trugen zum Aufstieg der Mittelschicht bei.

Das 20. Jahrhundert war ein Blutbad in der Menschheitsgeschichte. Der Erste und der Zweite Weltkrieg zwangen Menschen in grosser Zahl in sichere Länder oder Gebiete innerhalb des Landes auszuwandern. Die Mehrheit von ihnen liess sich in grossen Städten nieder. Im Zweiten Weltkrieg wurden auch diese nicht verschont. Sie waren das erste Ziel für unterscheidungslose Luft- und Artilleriebombardements und Belagerungen, die zum Hungertod von Millionen von Menschen führten.

Als der Krieg zu Ende war, lancierten die USA für Westeuropa den Marshall-Plan, um die zerstörten Länder wiederaufzubauen. Die Sowjetunion hatte den Molotov-Plan für den Osten. Beide Programme halfen Europa, aus den Verheerungen des Kriegs herauszufinden. Die USA und die Sowjetunion taten dies nicht aus Herzlichkeit. Es war ein Ablenkungsplan, um zu herrschen. Für beide Länder war Europa ein Frontgebiet. Die alten Herren hatten nun neue Herren. Beide Länder investierten viel Geld in ihren jeweiligen Blöcken, um diese Länder zu modernisieren und wiederherzustellen. Das Wirtschaftswachstum begann Mitte der Fünfzigerjahre, wenn auch nicht auf beiden

Foto: Stephen Lewis, bulkes.org

Gezi-Proteste 2013: In Metropolen wie Istanbul ist der Widerstand gegen autoritäre und nationalistische Herrscher am stärksten.

Foto: Wikimedia Commons

Der Turm von Jericho (ca. 8000 v. Chr.): Jericho im Westjordanland ist eine der ältesten bekannten Städte der Welt. Die dortigen Ausgrabungen sind wichtig, um die Anfänge der Urbanisierung zu erforschen.

Seiten gleich stark: Westeuropa lag vorne. Die zerstörten Städte wurden wieder produktiv. Infolgedessen wuchs auch die Bevölkerung. Westeuropa hatte wohl neue Herren, die nicht mehr Dinosaurier waren. Dafür hatten sie nun Krokodile. Westeuropa begann, Arbeitskräfte aus den Kolonialstaaten oder anderen Ländern zu importieren. So wurden die Städte dort multikulturell. Diese Transformation hält bis heute an.

Westeuropa begann, Arbeitskräfte aus den Kolonialstaaten oder anderen Ländern zu importieren. So wurden die Städte dort multikulturell.

Seit den Siebzigerjahren drängt der Westen unter Führung der USA auf Marköffnung und Globalisierung. Nach dem Fall der Sowjetunion wurden diese Prinzipien aggressiv implementiert und machten die Drittweltländer zu Niedriglohnfabriken für den Westen. Dieser Plan hat zwei Ziele: Erstens sollen die Linke und die Gewerkschaften an der Heimatfront geschwächt werden, zweitens soll dadurch, dass kein Land selbstversorgend ist, die globale Vorherrschaft des Westens gesichert werden, indem niemand überhaupt versuchen kann, diese Ordnung herauszufordern. Im Westen kaperte die politische und wirtschaftliche Ordnung des Neoliberalismus die Linke und nahm der Arbeiter*innenklasse ihren Sinn und Zweck. Sie liess Konzerne und Unternehmen die totale Übermacht über die Arbeiter*innenklasse und die Mittelklasse erringen, schwächte die Gewerkschaften und zerstörte kleine Landwirtschaftsbetriebe. Die Firmen profitierten von der Deregulierung. So schrumpfte die Mittelklasse weiter. Die Finanzkrise 2008 war dann eine wirtschaftliche Katastrophe, von der sich einige Länder noch immer nicht erholt haben. Die ersten Opfer waren die Armen.

Die grossen Städte geben der Linken Leben. Aber die Linke ist von den Neoliberalen gekapert worden. Sie hat kein Rückgrat, um die grossen Firmen zu konfrontieren und für die Arbeiter*innen- und Mittelklasse zu sprechen. Trotzdem beugt sich das vernetzte, urbane Leben in den Städten der Rechten und ihrer Angstmacherei nicht, mit der sie andere für alle Übel verantwortlich machen.

Obwohl es scheint, als ob der Nationalismus im Aufstieg begriffen sei, macht es die Urbanisierung der Rechten schwerer, ihr Spiel der Angstmacherei zu spielen.

Wir haben dies bei den amerikanischen Präsidentschaftswahlen gesehen, als Donald Trump zwar gewann, aber die Mehrheit der Stimmen verpasste. In Russland leben die wichtigsten Gegner der nationalistischen Politik Wladimir Putins in den grossen Städten wie Moskau, St. Petersburg oder Jekaterinburg. In der Türkei nimmt die Popularität der islamistischen AKP ab. Beim Verfassungsreferendum 2017 gewann die AKP zwar knapp mit 51 Prozent, verlor aber in Izmir, Ankara und sogar in der Erdoğan-Heimbasis Istanbul. Obwohl es scheint, als ob der Nationalismus im Aufstieg begriffen sei, macht es die Urbanisierung der Rechten schwerer, ihr Spiel der Angstmacherei zu spielen. Dies geschieht nicht nur in den genannten Ländern, sondern überall auf der Welt. Und die Urbanisierung nimmt weltweit mit hoher Geschwindigkeit zu.

Die Linke muss sich von den Neoliberalen befreien. Sie kann die Rechte herausfordern. Die Rechte scheint mit ihren Alpha-Männern als Führern stark, aber eigentlich ist sie schwach. Sie hat keine Lösung für eine nachhaltige Wirtschaft, für die Umwelt, für den Weltfrieden und die Freiheit. Nur die Linke hat Antworten auf diese Probleme. Die Rechte führt die Welt bloss in einen dunklen Abgrund. Die Linken sind Denker*innen, Debattierer*innen, die intelligent argumentieren, kreative Personen, welche die schwierigen und dynamischen Herausforderungen der heutigen Welt betrachten und Perspektiven und Lösungen sehen, um das Leben der einfachen Leute zu verbessern.

Die Linke braucht keinen Feind zum Überleben, nur das richtige Mass!

Der Autor ist ein vorläufig aufgenommener Äthiopier. Er wohnt in Zürich und ist auf Stellensuche.

WAS KRIEG MIT DEN MENSCHEN MACHT

Ronan Ahmad

Der Krieg bringt nicht nur den Körper in den Tod, sondern erschafft auch Einsamkeit. Die Einsamkeit des Krieges entfernt die Menschen von der Ruhe und der Stabilität ihrer Seele. Angst und Unsicherheit bringen dem Menschen den innerlichen Tod. Diesen Tod, vor dem sie davonlaufen und der sie dennoch trifft! Der Krieg legt seine giftigen Hände in unser inneres Wesen. Er berührt unser Herz und hinterlässt darin sein Gift. Es wird nicht mehr sauber bis Nafchi suur. Mit seinen Fingern legt er einen Code in die tiefsten und finstersten Winkel unserer Seelen. Ein Code, der unser Leben für immer kaputt macht. Ein Code, der die schönsten und magischsten Zeiten umkehren kann. Sodass du sogar in der Zeit, in der du mit grosser Freude unter Freunden trunken deine Lippen auf ihre Lippen legst, plötzlich weinen musst. Dass du so traurig wirst, als würde das Universum schmerzhaft in deinen Händen zugrunde gehen. Und du bedauernd ausser Weinen nichts tun kannst. Ein Weinen, welches das Leiden für Hasan und Husayn betrauert, das seit tausendvierhundert Jahren bis zu diesem Moment dauert, welches das Klagen und Schreien um einhundertzweiundachzigtausend lebendig Begrabene mit Tränen umflutet … Ein Weinen … Ein Weinen …!

Du besuchst alle Shaych und Mushayach und Pir und Murid und Heiligen aller Religionen der ganzen Welt, und bittest sie auf Knien um Hilfe. Du gehst zu den Gräbern der toten Shaych und Mushaych und Pir und Murid, zu den Gräbern der toten Heiligen aller Religionen auf der ganzen Welt und bittest sie auf Knien um Hilfe. Du betest in allen Tempeln, Klöstern, Kirchen und Moscheen um die Gnade Gottes, um von diesem Code befreit zu werden. Aber es passiert nichts. Du lässt deine Seele, den Kopf und das Herz untersuchen, mit all den medizinischen Geräten. Du besuchst die besten Psychologinnen und bekanntesten Hexer. Aber es bringt nichts. Laufend mit grossen Schmerzen triffst du Satan in einem berühmten fremden Quartier der Welt, welches unter dem Namen *schmerzhaftestes Quartier* bekannt ist. Du siehst, wie Satan liebenswürdig seine Hand in das Herz eines Kindes legt, um es vom Gift des Übels zu reinigen. Du küsst Satans Hands und bittest ihn um Hilfe. Satan mit seinem barmherzigen Herz sagt, das Einzige, was er für dich tun kann, ist, dass wir an der Schulter des anderen bis zur Erschöpfung zusammen weinen.

Anmerkungen

Nafchi suur steht im Islam für das Ende dieser Welt, nachdem alle Menschen und Lebewesen gestorben sind. Dann kommt der Engel Gebril und und stösst in seine Trompete. So werden alle Menschen wieder auferstehen und es wird zu Gottes Gericht kommen.

Hasan und Husayn sind Enkelkinder des Propheten Muhamad. Sie sind die Söhne von Fatima, der ältesten Tochter von Muhamad. Vor etwa 1350 Jahren wurde Husayn von einer gegnerischen, muslimischen Gruppe im Irak ermordet und Hasan allein in der Sahara zurückgelassen, wo er verdurstete. Von diesem Tag an bis heute befolgen die schiitischen Muslime 40 Tage lang ein Trauerritual, bei dem sie weinen und sich kleine Verletzungen zufügen.

182 000: im Jahr 1988 hat das Regime von Saddam Hussein unter dem Namen im Irak eine militärische Operation gegen kurdische Rebellen und das ganze kurdische Volk geführt. Diese militärische Operation hat 182 000 Zivilist*innen das Leben gekostet. Sie wurden in Massengräbern verscharrt, viele davon erschossen, viele sogar bei lebendigem Leib begraben. Anfal ist ein Vers im Koran.

DIE GROSSE UM_ORDNUNG AUFRUF ZUR POLITISCHEN KUNST-AKTION

Am Samstag 26. Mai 2018, 19 Uhr, Helvetiaplatz Zürich

Normierung und Verwertungslogik regulieren alles: vom menschlichen Selbst bis hin zum globalen Handeln. *die grosse um_ordnung* protestiert gegen die daraus folgenden Diskriminierungen. In der Aufführung von niv Acosta mit Schwarzen Schweizer*innen und in Simone Aughterlonys Kollaboration mit jungen queeren* Menschen schlagen die Körper achtsamere Verhältnisse vor. Nach einer gemeinsamen Untersuchung von Bevor- und Benachteiligungen führt ein Umzug zum Stall 6 der Gessnerallee – zu Suppe, Vernetzung und Musik: Privilegien für alle! Neue Allianzen und intersektionaler Aktivismus!

Rahmenveranstaltungen

Manifest-Workshop und Protestchor-Proben
- ▶ 30. April, 18.30–22 Uhr, Kunstraum Walcheturm, Kasernenareal Zürich
- ▶ 7. und 18. Mai 2018, jeweils 18:30–22:00 Uhr, Proberaum Tanzhaus Zürich, Media Campus, Zürich

Gespräch «Intersektionalität und Sprache»
- ▶ 22. Mai 2018, 19:30 Uhr, Stall 6, Gessnerallee. Mit Peter Scher, Eleonora Gubler, Lann Hornscheidt und Sarah Owens, Moderation Rahel El-Maawi

Workshop «Intersektionalität und Aktivismus»
- ▶ 29. Mai 2018, 19:30 Uhr, Stall 6, Gessnerallee. Für und mit Aktivist*innen: Wie weiter um_ordnen? Identitätspolitik und die grosse Koalition?

Schickt uns eure Beiträge für das kollektive Manifest! Bis 6. Mai 2018 an slogan@diegrosseumordnung.ch. Programmdetails unter www.diegrosseumordnung.ch, Hinweise für Manifestbeiträge unter «manifest»

Eine Produktion initiiert von Sabian Baumann, realsiert mit Rahel El-Maawi, Tim Zulauf und Diana Bärmann.
Verein für um_ordnung in Koproduktion mit Gessnerallee Zürich

I WAS HERE

Mans Cali

My rights were wronged
My name is moncef
I was here
My name is moncef
I was here
I felt the fear
Petrified and alone
I needed attention
All I got was detention
I was sick
But they saw a freak
The day after 1st of may
Scared of cops
I found a rope
I ended it all
My name is moncef
And I was here! I was really here!

«Ich weiss nicht, was als nächstes passieren wird.
Jedes Mal, wenn ich nach draussen gehe,
bete ich zu Gott, dass ich wieder zurückkommen werde.»

DIE WINTERREISE ERINNERT MICH AN DIE VERGANGENHEIT

Muhsin

Als ein Schau-Spiel unsere Herzen berührte
Haben wir geweint
Und es weinten alle, die Sinn und Gefühle haben
Winterreise: Schau-Spiel junger geflüchteter Menschen
Zeigt Szenen eines Teils des Leidens
Zwischen Krieg und Zerstörung, Flucht und
Ertrinken in den Meeren
Asyl
Ein völlig anderes Leben und schwierige Träume
Junge Leute sprechen im Schau Spiel über ihre Tragödie
Auf einer langen Reise im Winter durch Deutschland
In der Schweiz angekommen
Form eines traurigen, traurigen und witzigen Schau-Spiels
All das Leiden, die Unterdrückung, der Rassismus
Die neuen Dinge, Sitten und Gebräuche, alles Neue
Wunderbare Botschaft
Die das Leiden des syrischen Volkes und der Völker in Eritrea,
im Irak, in Libyen, Somalia, im Jemen und Kongo
Und in jedem Land widerspiegelt, in dem Krieg
und Leid herrscht
Speziell den Rassisten erklären
Vor allem
Dass der Flüchtling nicht als Tourist gekommen ist
Sondern weil er in seinem Land alles verloren hat
Und nur den Weg des Asyls gehen kann
Trotz allem, was auf diesem Weg schwierig ist
Schließlich möchte ich in Frieden leben und lieben
und respektieren
Und nicht den Namen der Person und ihre Farbe
außerhalb sehen und fortfahren
Sondern sein Herz und seine Handlungen und
seine Ethik betrachten
Sind wir doch alle Menschen.

Gefühlssplitter bei einem Theaterbesuch
im Zürcher Schauspielhaus im Dezember 2017

Hintergrund

Am 2. Mai 2013 wurde der ASZ- und Bleiberechtaktivist Moncef S. tot im Keller seiner ehemaligen Wohnung aufgefunden. Es war Suizid. Moncef war seit Mitte März in Ausschaffungshaft gewesen. Als er von seiner bevorstehenden Ausschaffung erfuhr, versuchte er, sich im Flughafengefängnis das Leben zu nehmen. Anschliessend wurde er in eine Klinik gebracht. Von dort war er geflohen. Es war der vierte bekannte Selbstmord in Zusammenhang mit Ausschaffungen innert sechs Monaten. Weiter sollten folgen. Die ASZ verabschiedete Moncef mit einem Protest- und Trauermarsch am 4. Mai und kommentierte: «Moncef war ein sehr herzlicher Mensch voller Wissbegierde. Seine Träume sind nun an der schweizerischen Ausschaffungspolitik zerschellt.»

Mehr dazu:
www.bildung-fuer-alle.ch/search?search=moncef

Das Theater

«Die Winterreise» war ein Gastspiel des Maxim-Gorki-Theaters Berlin am Schauspielhaus Zürich. Das Exil Ensemble des Maxim-Gorki-Theaters – bestehend aus professionellen Neuberliner Schauspieler*innen aus Afghanistan, Syrien und Palästina – unternimmt darin eine zweiwöchige Bustour durch das winterliche Deutschland, mit einem Abstecher in die Schweiz.

DAS SCHWIERIGE UND DAS SCHWIERIGSTE

Younes Tahir

Das Schönste im Leben ist wohl das Leben selbst. Das Leben zu fühlen, ist ein Gefühl der Gnade, das fast niemand beschreiben kann. Das Leben ist gleichbedeutend mit all den schönen Dingen des Universums. Glück, Schönheit, Liebe, Menschlichkeit, Mitleid, Gemütlichkeit und vieles mehr … eine lange Liste, die wegen ihrer Vielfalt nie wirklich vollständig ist. Das Leben ist aber auch nicht ohne Schwierigkeiten. So scheint es, als hätten alle schönen Gefühle oder Dinge im Leben ihr Gegenstück: Mit dem Glück gibt es die Traurigkeit, mit der Schönheit gibt es die Hässlichkeit, mit der Vertrautheit gibt es die Trennung, mit der Liebe gibt es den Hass, mit dem Mitleid die Ungerechtigkeit. Es ist, als wären die Gefühle Tassen: Wenn du von einer trinkst, musst du auch von ihrem Gegenstück probieren. So sind auch Schwierigkeiten untrennbar mit dem Leben verknüpft.

Aber Schwierigkeiten sind unterschiedlich; von einem Menschen zum anderen und von einem Ort zum anderen.

Es ist schwierig, gegen den Strom zu schwimmen, weil es viel Muskelkraft und Wissen erfordert – aber es ist schwieriger, weiter zu schwimmen, wenn dein Boot im Mittelmeer untergeht. All deine Muskeln und dein Wissen können dir nun nicht mehr helfen. Es ist schwierig zu schlafen, wenn dein Kopf beschäftigt ist – aber es ist schwieriger zu schlafen, wenn in deinem Schlafzimmer mehr als ein Dutzend Leute sind. Manche sind betrunken, sie haben physische oder psychische Schmerzen, und dein Schlafzimmer hat auch keine Tür, die du schliessen kannst.

Es ist schwierig, wenn du Flüchtling bist – am schwierigsten ist es jedoch, wenn du Sans-Papiers bist. Es ist schwierig, allein zu sein – am schwierigsten ist es jedoch, wenn du von der Gesellschaft isoliert bist. Es ist schwierig, kein Zuhause zu haben – am schwierigsten ist es jedoch, keinen Platz in der Gesellschaft zu haben. Es ist schwierig, im Gefängnis zu sein – aber es ist schwieriger, wenn du nicht verstehst, was für ein Verbrechen du begangen hast, dass du jetzt hinter Gittern bist.

Es ist schwierig, wenn du mit einem geliebten Menschen sprichst und vermisst wirst. Du möchtest deine Liebe sehen, aber dann merkst du, dass es zu spät in der Nacht ist und es keinen Bus oder Zug mehr gibt, der dich hinfährt – am schwierigsten ist es jedoch, wenn du mit deiner Mutter sprichst und sie dir sagt, wie sehr du nach all den Jahren der Trennung vermisst wirst, aber dann merkst du, dass ihr durch ein Meer getrennt seid.

Es ist schwierig, eine Zeit zu erleben, in der deine Augen immer voller Tränen sind, du weinst um ganz einfache Dinge – am schwierigsten ist es jedoch, wenn diese Tränen ihren Weg ändern und nicht mehr deine Wangen hinunterfliessen. Sie fliessen nach innen und ertränken dein Herz. Das sind die Tränen der Unterdrückung; sie sind die bittersten von allen.

Wenn du die Berge nicht magst und nicht gern spazieren gehst, ist es schwierig für dich, wenn dich deine Freunde überreden, in den Bergen zu wandern – aber am schwierigsten ist es jedoch, monatelang, jahrelang Berge, Flüsse und Wüsten zu durchqueren, um endlich in Westeuropa anzukommen und mit einem «Negativentscheid» empfangen zu werden.

Unser schlimmster Feind ist die Angst. Die Angst vor dem Problem. Die Angst vor dem Morgen. Die Angst vor dem Unbekannten.

All diese grossen und kleine Schwierigkeiten haben einen Einfluss auf das Leben der Person, die sie durchlebt. Manchmal bleiben die Schwierigkeiten lange Zeit oder sogar für immer, und das kann eine radikale Veränderung im Verhalten dieser Person bewirken. Das ist der Grund, warum wir manchmal Leute sehen, die das Lächeln aus ihrem Gesicht verlieren, obwohl dieses Lächeln zuvor die ganze Zeit dort war.

Der Eine, der früher ein weiser Mann war und vielen Menschen Ratschläge gab, der ein Vorbild war, ist heute – nach Jahren als Sans-Papiers – nicht mehr derselbe. Er kann nicht aufhören zu trinken und jetzt braucht er jemanden, der ihm sagt: «Wach auf! Alles, was passiert ist, war nur ein Traum.» Er braucht jemanden, der ihm sagt, dass all seine Schmerzen vorüber sind und dass der Albtraum endlich vorbei ist.

Der Andere ist wegen seiner vielen Sorgen aggressiv geworden. Er war in seiner Vergangenheit immer sehr ruhig und geduldig und kannte keine Wut. Aber jetzt stört ihn alles, was es gibt. Er wählte die Einsamkeit, nachdem er isoliert worden war.

Und den Dritten siehst du die ganze Zeit am Lachen. Er erzählt immer Witze. Aber in seinen Augen siehst du tausend Tränen. Er lässt seine Tränen jedoch nicht fliessen. Er will stark wirken. Doch wenn er allein ist, weint er manchmal still. Er will seine Mitmenschen nicht stören.

Es ist wahr, dass diese Beispiele sehr traurig sind. Aber es ist eine Realität, dass es diese Leute auf dieser Welt gibt. Sie sind unter uns. Manchmal verstehen wir nicht, wieso sie sich so benehmen. Manchmal verurteilen wir sie sofort, ohne ihre Geschichte zu kennen. Manchmal haben wir keine Geduld, um ihre Situation zu verstehen.

Wir wissen nicht, wem wir die Schuld für all das geben sollen: Der Ungerechtigkeit, der Weltpolitik, dem Kapitalismus … oder vielleicht der Demokratie? Sicher ist nur: Irgendetwas auf dieser Welt funktioniert nicht, wenn die Mehrheit leidet.

Aber wie auch immer die Schwierigkeiten sind, gross oder klein; wenn wir sie wachsen lassen und sie sich in Ängste verwandeln, die uns die ganze Zeit begleiten, ist das das grösste Problem.

Unser schlimmster Feind ist die Angst. Die Angst vor dem Problem. Die Angst vor dem Morgen. Die Angst vor dem Unbekannten.

Im Zustand der Angst können wir unsere Situation nicht ändern und treten stattdessen in den Teufelskreis des Scheiterns. Wir müssen uns unseren Problemen stellen, und der erste Freund, der uns dabei helfen kann, ist die Geduld. Wir müssen auch wissen, dass ein Tag kommen wird, an dem all das verschwindet – wenn wir Widerstand leisten und versuchen, stark zu bleiben.

Man sagt, dass die Grossen das grosse Problem klein und die Kleinen das kleine Problem gross sehen.

Unsere Pflicht ist es, uns nicht aufzugeben. Wir müssen unsere Träume und Ziele verteidigen, und wir werden nicht mit Stärke gewinnen, sondern indem wir Widerstand leisten.

Wir sind anders. Aber wir müssen stolz darauf sein. Es ist wahr, dass das Leben hart ist. Aber du musst härter sein, wenn du leben willst.

AFGHANISTAN – SCHWEIZ

Mohammad Reza Jafari

Ich blicke auf zwei Länder. Ich sehe Landschaften in der Schweiz und in Afghanistan. Historische Gebäude hier und historische Gebäude da. Fotografien aus meiner Vergangenheit und Fotografien von heute.

Die Fotos sind für die Ausstellung Geladene Gäste *in der* Photobastei Zürich *im Herbst 2017 zusammengestellt worden. Geflüchtete erzählten durch ihre Fotografien und Bilder ihre Geschichte. Die Ausstellung war eine Kooperation von der* Autonomen Schule Zürich *mit dem* Offenen St. Jakob *und* der Photobastei.

ASZ Garten
Eine Fotodokumentation von Milad Perego

Fotos milopic.ch

HIER BEGEGNET MAN SICH AUF AUGENHÖHE

Fotos: milopic.ch

In der Autonomen Schule Zürich gehen jede Woche Hunderte von Menschen ein und aus. Wie sehen sie die Schule?

Umfrage: Maryam Darvishbeigi, Paul Leuzinger und Berhanu Tesfaye

Was gefällt dir an der ASZ?
«Ich fühle mich sicher hier. Es gibt hier keinen Rassismus. Ich fühle mich hier zuhause. Die Leute an der ASZ sind meine Familie.»

«Hier begegnet man sich auf Augenhöhe. Ich mag die familiäre Stimmung.»

«An der ASZ gefällt mir, dass man selbständig ist und teilnehmen kann. Es gibt verschiedene Kurse und nicht nur Deutsch, auch Englisch oder Sport.»

«Der Unterricht ist professionell. Die Lehrer*innen sind freundlich und geduldig und intelligent.»

«An der ASZ ist Frieden. Mir gefällt die Freiheit, man kann so sein, wie man ist. Es gibt Solidarität zwischen den Leuten, den Einheimischen und den Migrant*innen. Man fühlt, dass alle Leute zusammen halten.»

Was gefällt dir nicht an der ASZ?

«Die Leute kommen und gehen. Es gibt keine richtige Struktur.»

«Es gibt zu viel Arbeit für die Aktivist*innen. Auf psychischer Ebene ist es sehr anstrengend, weil wir mit schwierigen Situationen konfrontiert sind wie Ausschaffungen oder Haft.»

«Es gibt nicht genug Klassenzimmer. Die Räume sind zu klein. Und es sind zu viele Teilnehmer*innen in den Klassen.»

«Am Ende der Kurse können wir hier keine Prüfungen machen. Ich möchte gerne ein Zertifikat.»

«Die Schule ist weit weg von meinem Zuhause.»

Was unterscheidet die ASZ von anderen Schulen, die du kennst?

«Die ASZ ist wie eine Familie. Es gibt keinen Unterschied zwischen Teilnehmer*innen und Moderator*innen. Hier gibt es eine Gemeinschaft und auch politische Aktivitäten wie Demos und Partys.»

«Die ASZ ist nicht obligatorisch. Man muss nichts bezahlen. Und in den Klassen gibt es viele Kulturen.»

«Hier gibt es keine Hausaufgaben und keine Bücher. Leider kann man am Schluss keinen Test machen.»

«Die ASZ ist keine normale Schule. Es ist eine politische Bewegung. Viele Sans-Papiers bekommen hier Unterstützung (Rechtsberatung, Schule, Übersetzungen…) Das findest du sonst nicht.»

«Es gibt hier keinen Chef. Jeder ist willkommen hier.»

«In der Schule in meinem Herkunftsland fühlte ich mich eingeschränkt. Hier kann ich kommen und gehen, wie ich möchte.»

Was heisst Bildung für dich?

«Wenn man etwas nicht kennt und das bearbeitet, baut man etwas auf, was noch nicht existiert. Mit Sprache, Handarbeit …»

«Das ist ein Austausch von Wissen und Erfahrungen. Durch Bildung kann ich an der Gesellschaft teilhaben und auf eigenen Beinen stehen.»

«Bildung ist für mich die Quelle aller Lebenschancen, weil Lernen ein Schlüssel für das Leben ist.»

«Bildung ist die Befähigung zu wachsen, selbständig und mündig zu werden.»

«Bildung heisst Neues zu entdecken, etwas zu lernen und einander zu helfen.»

«Für mich heisst Bildung Zusammenleben.»

«Für mich heisst Bildung nicht nur lernen, sondern auch eine gute Person zu werden.»

Die Schule ist kostenlos. Was tust du für die Schule?

«Ich tue mein Bestes. Ich helfe beim Organisieren mit Ideen, ich vermittle bei Konflikten, ich koche, ich arbeite im Schulbüro. Überall, wo es Hilfe braucht, helfe ich.»

«Ich putze.»

«Ich koche. Ich gehe an die Sitzungen.»

«Ich helfe, wo ich kann. Jede Person kann etwas machen hier.»

«Ich helfe beim Umbau mit.»

«Ich bin Aktivist und Teilnehmer gleichzeitig. Ich investiere viel Zeit hier, weil ich dieses Projekt unterstützen will und weil ich es wichtig finde. Die Schule hat viel für mich gemacht.»

SCHWEIN ODER NICHT SCHWEIN?

Mans und Katharina

Fotos: mltpic.ch

Für die Befragung zu seinem Asylantrag reiste Mansur eines Tages mit der Eisenbahn nach Bern. Er musste früh aufstehen, hatte nichts gefrühstückt und unterwegs bekam er ordentlich Hunger. Als dann einer mit einem Wagen voller Esswaren und Getränke an seinem Sitzplatz vorbeikam, wollte sich Mansur ein Sandwich leisten. Doch wie konnte er wissen, ob das Fleisch in den Broten für ihn, der sich nach muslimischen Essgewohnheiten richtet, in Ordnung war? Von der deutschen Sprache verstand er erst wenige Worte und der Verkäufer sprach kein Englisch. So deutete Mansur schliesslich auf eines der belegten Brote. Was ist das? «Schinken!», bekam er zur Antwort. Dieses Wort kannte Mansur. Schinken hiess Schwein. Das kam nicht in Frage. Er schüttelte energisch den Kopf und zeigte auf das nächste Brot. Und was ist das? «Salami!», sagte der andere. Mansur zögerte. Schwein oder nicht Schwein? Nun, in Mansurs Ohren klang Salami jedenfalls nicht schlecht. Es tönte fast wie «Salam aleikum». Mit einem Salam-aleikum-Brot lag er gewiss nicht völlig falsch. Oder wenn, dann hätte es ihm der Verkäufer sicher gesagt – er musste doch inzwischen verstanden haben, dass er, Mansur, kein Schwein essen wollte. «Salami, salam aleikum also», sagte Mansur. Und der Mann verkaufte ihm das Brot, ohne mit der Wimper zu zucken und schob seinen Wagen weiter.

Mindestens ein halbes Jahr lang hat Mansur daraufhin immer wieder Salam-aleikum-Brote gegessen, bis ihm jemand erklärte, dass es in der Salami Schweinefleisch drin hat. Daraufhin fühlte sich Mansur unglaublich schlecht. Und dass ihn der Verkäufer mit seinem Esswägelchen damals im Zug nach Bern so schlecht beraten hat, findet er bis heute «eine fertige Schweinerei»!

SPENDEN SIE FÜR DIE PAPIERLOSE ZEITUNG

Auch die aktuelle Ausgabe der Papierlosen Zeitung ist durch grosses und vollständig ehrenamtliches Engagement aller Mitwirkenden entstanden.
Für Druck und Vertrieb fallen dennoch Kosten von rund 8000 Fr. an, die wir nur mit Spenden decken können. Danke, wenn Sie diese Arbeit mit einer Spende unterstützen!

Oder werden Sie Fördermitglied der Autonomen Schule!

Der Beitrag für eine Mitgliedschaft beträgt mindestens 50 Franken pro Jahr für Einzelpersonen (100 Franken für Institutionen). Vermerk zur Fördermitgliedschaft: Stellen Sie sicher, dass uns Ihre vollständige Adresse erreicht, so dass wir Ihnen die nächste Papierlose Zeitung nach Hause schicken können.

Zudem sind Sie herzlich an die öffentlichen Veranstaltungen der ASZ eingeladen.

Infos dazu erhalten Sie, wenn Sie auf www.bildung-fuer-alle.ch unseren Newsletter abonnieren. Und auf unserer Webseite www.papierlosezeitung.ch finden Sie laufend aktuelle Artikel.

Spendenkonto:
Verein Bildung für Alle
Alternative Bank ABS, 4601 Olten
Postkonto: 46-110-7
Konto-Nr.: 306.112.100-00,
IBAN: CH83 0839 0030 6112 1000 0